



THEMENHEFT DER HAUPTABTEILUNG
SEELSORGE · BISTUM WÜRZBURG

MAI 2015/HEFT 8

NUR MUT
WIE KIRCHENENT-
WICKLUNG IN GANG
KOMMEN KANN
SEITE 6

GEHEN WIR HINAUS
ÜBERLEGUNGEN ZUR
METAPHER VOM VOLK
GOTTES UNTERWEGS
SEITE 16

**SICH AUF DEN
WEG MACHEN**
STRASSENEXERZITIEN
SEITE 44

IM GESPRÄCH WEITER
GEHEN



IM GESPRÄCH WEITER GEHEN

Das erste Heft von „heute.glauben.leben“ stand unter dem Thema „Dialog.“ Dialogisch leben gehört zum Wesen von Kirche-Sein, sowohl im Blick auf Gott und Mensch als auch im Blick von Mensch zu Mensch. Im Gespräch finden wir uns im wahrsten Sinne des Wortes. Gemeinsam sind wir unterwegs auf dem Weg durch Raum und Zeit.

„Wir müssen uns immer daran erinnern, dass wir Pilger sind und dass wir gemeinsam pilgern. Dafür soll man das Herz ohne Ängstlichkeit den Weggefährten anvertrauen, ohne Misstrauen, und vor allem auf das schauen, was wir suchen: Den Frieden im Angesicht des einen Gottes“ (EG 244). Was Papst Franziskus im Blick auf den ökumenischen Dialog sagt, gilt genauso für uns in der Kirche, gilt für uns in der Menschheitsfamilie.

Wenn der von den Deutschen Bischöfen angestoßene Gesprächsprozess im Herbst 2015 in Würzburg ein abschließendes Treffen hat und beim Dialogprozess in unserer Diözese 2014 bei einem Kundschaftertag Ergebnisse gesammelt wurden, dann geht es nicht um einen Abschluss mit einem Punkt oder einem Fragezeichen, sondern um einen Doppelpunkt mit dem Vorsatz, weiter auf dem Weg zu bleiben, und das im Gespräch. Gewiss gehört es dazu, Standpunkte auszutauschen. Aber wo wir bei Standpunkten stehen bleiben, treten wir zum Schluss nur auf der Stelle, und leicht gibt es dann die Gewinner und Verlierer.

Zum Stil eines kirchlichen Miteinanders gehört der Dialog. Auf dem Weg sind immer wieder Stationen der Vergewisserung notwendig, um zu erfahren, wo wir stehen und wie wir weitergehen als Gemeinschaft der Glaubenden. Dabei gilt es zu sagen, dass wir ein Stück des Weges immer weitergehen im Vertrauen auf Gottes Führung. Dialog ist nicht nur Bestätigung und Erinnerung von längst Gewusstem, er ist immer auch Fragen und Antworten, Suchen und Finden.

In drei Grundsatzartikeln von Dr. Valentin Dessoir, Prof. Dr. Rainer Bucher und Prof. Dr. Michael Rosenberger wird den Fragen nach dem Weg der Kirche und ihrer Entwicklung nachgegangen. Das II. Vatikanische Konzil, an dessen Ende vor 50 Jahren wir in diesem Jahr denken, spricht vom pilgernden Volk Gottes unterwegs. Wo das Volk Gottes sein Gesandt-Sein in die Welt mit allen Freuden und aller Hoffnung, aber auch aller Trauer und Angst nicht wahrnimmt, da ist es im schlimmsten Sinn seiner Berufung am Ende.

Wie sehr der Dialog, das Gehen im Gespräch, zu allen Zeiten und überall gefordert ist, wird in weiteren Artikeln ausgeführt. Es geht um den Dialog in der Alten Kirche, in der Ökumene und zwischen den Religionen. In dem Verhältnis zwischen Kunst und Kirche zeigt sich exemplarisch der Dialog mit der Welt. Die Gespräche bei der Pastoraltagung 2014 ermutigten zu neuen Wegen in der Seelsorge.

Schließlich sind die zehn Grundgedanken unseres verstorbenen Generalvikars Dr. Karl Hillenbrand für den Dialog in der Kirche aktuell wie in der ersten Ausgabe dieses Heftes. In Erinnerung und in Würdigung seines Einsatzes für den Dialog in unserem Bistum werden sie in diesem Heft nochmals veröffentlicht.

Ehe und Familie sind wohl der Ort von Gesprächs- und Weggemeinschaft schlechthin. Weil diese Gemeinschaft sich gewaltigen Veränderungen zu stellen hat, darum trifft sich in Rom die Synode zu diesem Thema. In einem aktuellen Interview werden „Fragen nach den pastoralen Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung“ gestellt.

Der Blick in die Praxis ist nur ein Ausschnitt aus einer Fülle von geliebtem Dialog in unserem Bistum, in Schule und Katechese, Liturgie und Diakonie, bei Alten und Jungen, ortsnahe und weltweit.

Das Themenheft der Hauptabteilung II – Seelsorge des Bischöflichen Ordinariates Würzburg erscheint mindestens zweimal im Jahr und erreicht alle hauptberuflichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Vorsitzenden der Pfarrgemeinderäte und Gemeinsamen Ausschüsse der Pfarreiengemeinschaften, die Kirchenpfleger und Kirchenpflegerinnen der Kirchenverwaltungen, die Dekanatsratsvorsitzenden, die Ordensoberen und die Verbandsvorsitzenden, die Referenten und Referentinnen in den verschiedenen Hauptabteilungen und in der kirchlichen Jugendarbeit sowie den Diözesan-Caritasverband e.V. und die Geschäftsführer der Orts-/Kreis Caritasverbände sowie der Diözesanbüros, die Bildungshäuser der Diözese, die Einrichtungen der Citypastoral und alle Abteilungen im Bischöflichen Ordinariat.

Herausgeber:

Bischöfliches Ordinariat Würzburg . Hauptabteilung II – Seelsorge
 Weihbischof Ulrich Boom . Leiter der Hauptabteilung

Adresse: Bischöfliches Ordinariat . Hauptabteilung II – Seelsorge
 St. Kilianshaus . Kürschnerhof 2 . 97070 Würzburg
 Telefon (0931) 386-65101 . Telefax (0931) 386-65109
 seelsorgereferat@bistum-wuerzburg.de . www.bistum-wuerzburg.de

Redaktion: Monika Albert, Diözesanbeauftragte für den Dialogprozess

Layout: factum | adp . Büro für visuelle Kommunikation . Sand a. Main

Druck: Vinzenzdruckerei . Würzburg

Auflage: 4.500 Stück

Titelbild: factum | adp

Weitere Bilder: privat, Bistum Würzburg POW,
 Giulio Napolitano (Papstbild S. 16), factum | adp
 Gedruckt auf FSC zertifiziertem Papier.



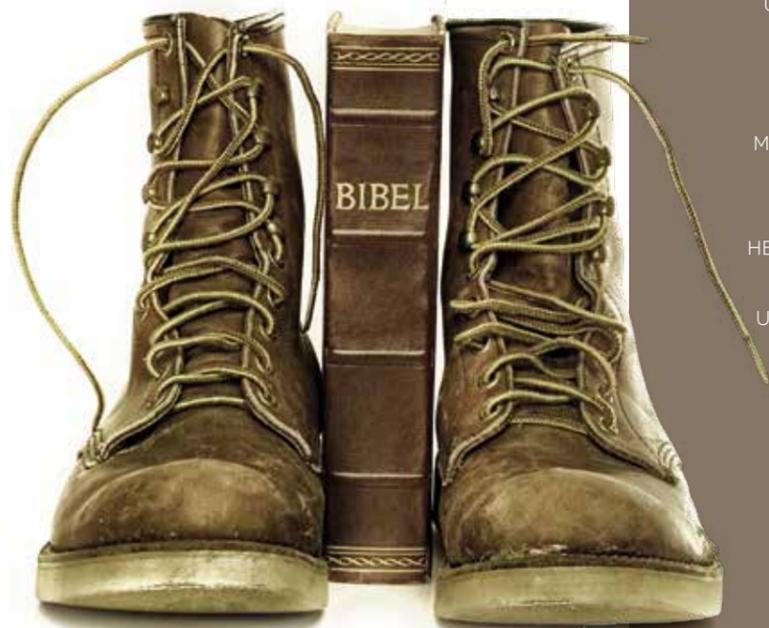
Die Bibel ist eine Sammlung von Weggeschichten: angefangen bei den großen Bundesgeschichten von Abraham und seinem Stamm, Mose mit dem Volk in der Wüste und Israel mit seiner Hoffnung auf Freiheit aus der Gefangenschaft. Im erneuerten Bund sind es die Weggeschichten Jesu von Galiläa nach Jerusalem und der jungen Kirche von Jerusalem nach Rom. Immer offenbart sich Gott als der, der zum Leben führt. Die Emmausgeschichte erzählt beispielhaft vom Weg und Gespräch. Prof. Dr. Günter Lange gibt anhand eines Bildes mit Texten und Deutungen einen Impuls, persönlich oder gemeinschaftlich mit dem Auferstandenen im Gespräch unterwegs zu sein.

Ein Dialog ist nie beendet. Wenn das geschieht, sind wir am Ende. Das neue „heute.glauben.leben“ möchte ermutigen, im Gespräch zu bleiben, das Gespräch immer wieder zu suchen und im Gespräch weiterzugehen. Nicht von ungefähr erscheint das Heft zum Ende der Osterzeit. Der Auferstandene geht den Jüngern voraus nach Galiläa in ihren und damit auch in unseren Alltag.

Ihr

+ Ulrich Boom

Weihbischof, Leiter der Hauptabteilung II – Seelsorge



IMPULS(E)

DU GEHST MIT UNS

HERR JESUS CHRISTUS,
HEILAND UND ERLÖSER,
HAUPT DEINER KIRCHE.
DU HAST UNS VERSPROCHEN,
BEI UNS ZU BLEIBEN
ALLE TAGE BIS ANS ENDE DER ZEIT.
WIR VERTRAUEN AUF DEINE ZUSAGE.
WIR GLAUBEN:
DU GEHST MIT UNS,
AUCH DURCH UNSERE ZEIT.

SCHENKE UNS DEINEN HEILIGEN GEIST,
DAMIT WIR DIE ZEICHEN DER ZEIT ERKENNEN.
ER BEGLEITE UNSERE BERATUNGEN.
ER NEHME WEG,
WAS UNS VONEINANDER TRENNT.
ER GEBE UNS GEDULD,
AUFEINANDER ZU HÖREN,
UND DEN MUT,
SCHRITTE IN DIE ZUKUNFT ZU WAGEN.

LASS UNSERE VERSAMMLUNGEN
IMMER ORTE DES OFFENEN WORTES
UND DES GESCHWISTERLICHEN MITEINANDERS SEIN.
MITEINANDER SIND WIR UNTERWEGS.
MITEINANDER WOLLEN WIR HÖREN,
WAS DER GEIST UNS SAGT.
MITEINANDER WOLLEN WIR ZEICHEN UND WERKZEUG
DEINER FROHEN BOTSCHAFT SEIN.

HEILIGE MARIA, PATRONIN UNSERES FRANKENLANDES,
HEILIGER KILIAN MIT DEINEN GEFÄHRTEN
UND ALLE HEILIGEN UND SELIGEN UNSERES BISTUMS,
BITTET FÜR UNS UND HELFT UNS
DURCH EURE FÜRSPRACHE BEI GOTT,
DASS WIR UNSEREN AUFTRAG
ALS KIRCHE JESU CHRISTI HEUTE ERFÜLLEN.
AMEN.

(Nach: „Gebet für die Synode im Bistum Trier“ 2014)

INHALTSVERZEICHNIS

EDITORIAL

Im Gespräch weiter gehen
ULRICH BOOM, WEIHBISCHOF
SEITE 3

GRUNDSATZ

Nur Mut
Vom Pfad abweichen und den
Systemwechsel vorbereiten
DR. VALTENTIN DESSOY
SEITE 6

Wohin Kirche gehen könnte
PROF. DR. RAINER BUCHER
SEITE 11

Gehen wir hinaus, gehen wir hinaus
Überlegungen zur Metapher vom
Volk Gottes unterwegs
PROF. DR. MICHAEL ROSENBERGER
SEITE 16

ZUM THEMA

Ökumenisch weiter gehen
DR. PETRO MÜLLER
SEITE 20

Dialoge in der Kirche
Ein Blick zurück in die Zeit
der Alten Kirche
PROF. DR. HANS MARTIN WEIKMANN
SEITE 22

**Worauf warten Sie?
Gehen Sie hinaus!**
Interreligiöser Dialog als eine
Pastoral der Hinterhöfe
DR. GABRIELE LAUTENSCHLÄGER
SEITE 24

Kunst und Kirche im Dialog
DR. FRIEDHELM HOFMANN, BISCHOF
SEITE 28

**Zehn Grundgedanken zum Dialog
in der Kirche**
IN ERINNERUNG AN
DR. KARL HILLENBRAND
SEITE 36

Hab Mut, steh auf, er ruft dich!
Pastoraltagungen 2014
DR. HELMUT GABEL
SEITE 38

INTERVIEW

Fragen zur Bischofssynode
ULRICH BOOM, WEIHBISCHOF
SEITE 31

Wege suchen in unserer Zeit
Die Beratungsprozesse zum
Thema „Ehe und Familie“
LUCIA LANG-RACHOR
SEITE 34

AUS DER PRAXIS

„Wir machen den Weg frei...!“
Erste Skizzen eines Dekanats-
entwicklungsprozesses
GÜNTER SCHMITT
SEITE 40

**Lassen wir es langsam ... mal ...
angehen?!**
50 Jahre Katholisches Senioren-
forum Diözese Würzburg
CLAUDIA ZINGGL
SEITE 42

Sich auf den Weg machen
Exerzitien auf der Straße
OTMAR SCHNEIDER
SEITE 44

Wenn nichts mehr geht
Sorgen kann man teilen –
TelefonSeelsorge
CHRISTIANE KNOBLING
SEITE 46

In die Schule gehen
Schule als Ort von Kirche
ULRICH GEISSLER
SEITE 48

Nach denken weiter fragen!
Philosophieren und Theologisieren
mit Kindern, Jugendlichen und
Erwachsenen
THOMAS RIEBEL
SEITE 50

Weltkirchlich lernen – Mbinga
SEITE 52

Weltkirchlich lernen – Óbidos
SEITE 54

Der Kirche ein Gesicht geben
Ergänzende Formen
von Gemeindeleitung
MONIKA ALBERT
SEITE 56

Wege entstehen im Gehen
Erfahrungen im Dialogprozess
mit den Modellgemeinden Liturgie
BERNHARD HOPF
SEITE 58

„Auf den Weg gebracht“
Projekt Liturgiekarten
DR. STEPHAN STEGER
SEITE 63

Gott schenkt Freundschaft
Firmpastoral der Zukunft im
Gespräch
KLAUS BECKER
SEITE 66

IMPULS(E)

Du gehst mit uns
SEITE 4

Jeder Ort ist heiliger Boden
SEITE 45

Unterwegs im Gespräch
Begleitet vom Auferstandenen
PROF. DR. GÜNTER LANGE
SEITE 60

AKTUELLES
SEITE 68

AUSBLICK
SEITE 71

NUR MUT

VOM PFAD ABWEICHEN UND DEN SYSTEMWECHSEL VORBEREITEN

WIE KIRCHENENTWICKLUNG IN GANG KOMMEN KANN

DR. VALENTIN DESSOY



Kirche ist mehr als Organisation! – Das wird von vielen betont, häufig mit einem fast abschätzigen Unterton, man solle sich nicht zu sehr mit Äußerlichkeiten aufhalten. Faktisch passiert zu meist genau das Gegenteil – im Großen wie im Kleinen: Immer mehr Ressourcen werden in eine überdimensionierte, immer weiter expandierende Administration gesteckt. Die Wirkung kirchlichen Handelns im Kernbereich der Pastoral steht inzwischen in keinem Verhältnis mehr zum betriebenen organisatorischen Aufwand.

MEHR DESSELBEN FÜHRT IN DIE ENGE

Pfarrer investieren ca. 60-70% ihrer Arbeitszeit in (Alltags-)Organisation und Verwaltung. Werden sie entlastet (z. B. durch den Einsatz von Verwaltungsleiter/-innen), wissen sie vielfach zunächst nicht, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen sollen. Das wundert insofern nicht, als die Rolle des Pfarrers vom Amt her, also nach bürokratischem Vorbild konzipiert ist, und die Priester bis heute in dieser Kultur ausgebildet und geprägt werden. Was vor Jahren noch gut zu bewältigen war, wird unter den aktuellen Bedingungen zur Falle.

Es ist paradox: Viele Diözesen versuchen allen Ernstes, dem unverkennbaren Verlust an Plausibilität, dem dramatischen Mangel an Ressourcen und der fortschreitenden Differenzierung in unserer Gesellschaft nach bürokratischem Muster mit einer immer weiter gehenden Erhöhung der organisatorischen Komplexität zu begegnen. So gelten in vielen Bistümern Pfarreiengemeinschaften als die Lösung, Kirche im Dorf zu halten. Acht, zehn, zwölf oder fünfzehn Pfarreien mit womöglich dem Doppelten an Kirchen sind keine Seltenheit. Für die Seelsorger bedeutet das x-mal Vollprogramm: Haushalt, Immobilien, Räte, Gottesdienste etc. Dazu kommt der organisatorische Overhead auf der Ebene der Pfarreiengemeinschaft.

Der Mantel passt nicht mehr. Alle Energie geht in die „Produktion“, in überkommene Standards für ein Publikum, das in zehn Jahren nicht mehr sein wird. Das geschieht zu allem Überfluss in einer überdimensionierten und dazu kaum noch anschlussfähigen „Vertriebsstruktur“, deren Aufrechterhaltung den größten Teil der Ressourcen in Anspruch nimmt. Für Lernen und Innovation bleibt keine Zeit. Die Seel-

sorger/-innen drehen sich im Hamsterrad, fahren am Limit und darüber hinaus. In erschreckendem Ausmaß – wenngleich unbewusst – wird derzeit Raubbau an der körperlichen und seelischen Gesundheit gerade der engagierten und leistungsstarken Seelsorger/-innen betrieben. Wie sollen in dieser Situation Menschen (die nicht zum „inner circle“ der Kerngemeinde gehören) mit der Frohen Botschaft in Berührung kommen? Wie sollen Menschen für den Dienst in der Kirche gewonnen werden?

DAS BISHERIGE REFORM-PARADIGMA HAT KEINE ZUKUNFT

Die Diagnose ist klar: Die Volkskirche ist an ihr Ende gekommen. Kirche erreicht weite Teile der Gesellschaft, insbesondere die jüngeren Milieus, nicht mehr. Es gelingt immer weniger, den Kern der Botschaft und ihre Relevanz für den Einzelnen in seinen alltäglichen Lebensbezügen und für die Gesellschaft als Ganzes plausibel zu machen. Die Kirche ist inzwischen für die meisten Menschen irrelevant geworden und mit ihr die Frohe Botschaft. Nicht wie früher der Glaube, nein, der Bedeutungsverlust wird über die Sozialisation

weitergegeben und potenziert sich über die Generationen hinweg (vgl. 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD).

Gravierender als diese Tatsache ist die Beobachtung, dass Ansätze zur Erneuerung in der Regel nicht über den bisherigen Status Quo hinauskommen. Das dominante Reformparadigma der zurückliegenden Jahrzehnte, der Mainstream, setzt defensiv auf Konzentration, Verdichtung und Zentralisierung. Es reproduziert das nachkonziliare Kirchenbild der Pfarrei = Gemeinde in immer komplexeren Konstruktionen. Es dient dazu, das überkommene pastorale Programm aufrechtzuerhalten, um weiterhin das Stammpublikum in gewohnter Weise umfassend vor Ort zu bedienen. Reformen, die so angelegt sind, führen die Kirche immer schneller immer tiefer in die Krise. Die hat inzwischen bereits vielerorts den Status einer generalisierten Funktionskrise erreicht, wenn etwa der Betrieb nur dann aufrechterhalten werden kann, wenn kurzfristig bis zu 30% des priesterlichen Personals „importiert“ werden muss (so zuletzt im Bistum Münster) oder ganze Landstriche aufgegeben werden müssen (wie z. B. im Bistum Hildesheim).

Mit Mark Twain könnte man sagen: „Nachdem wir das Ziel endgültig aus den Augen verloren hatten, verdoppelten wir unsere Anstrengungen.“

Aber wohin geht die Reise? Womit müssen wir uns abfinden? Trendszenarien machen deutlich, vor welchen Verwerfungen und Umbrüchen die Kirche in Deutschland steht. Die Mitgliederzahlen sinken mittelfristig auf unter 20% der Bevölkerung. Der regelmäßige Gottesdienstbesuch wird bis zum Jahr 2035 mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit auf unter 2% der Kirchenmitglieder zurückgehen. Die verfügbaren personellen Ressourcen halbieren sich etwa alle 10 Jahre. Um den derzeitigen Durchschnitt von 263 Gottesdienstbesuchern pro Pfarrkirche zu halten, benötigen wir in Deutschland 2035 gerade mal 10% der heute gehaltenen Kirchengebäude. Viele rechnen damit, dass Staatsleistungen und auch Kirchensteuer in absehbarer Zeit fallen werden (vgl. die Diskussion über die Abschaffung der Staatsleistungen in Luxemburg).

Rainer Bucher beschreibt in seinem Buch *Wenn nichts bleibt, wie es war. Zur prekären*

Zukunft der katholischen Kirche die Dimensionen des Umbruchs. Stefan Heße, der neue Erzbischof von Hamburg, spricht von einem „Systemwechsel“, einem qualitativen Sprung, der vor uns liegt, um mit den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen Schritt halten zu können. Die Herausforderung für die Kirche besteht darin, sich radikal von der Zukunft her zu denken und ihre auf größtmögliche Stabilität und Produktivität ausgerichtete Organisationsgestalt so zu transformieren, dass sie sich nachhaltig in Kontexten bewegen kann, die ein Maximum an Flexibilität und Innovation erfordern, ohne die Rückbindung an ihren Ursprung und ihre Mitte, also ihre Identität, aufzugeben. Dieser Sprung muss bald erfolgen, denn je länger die Verantwortlichen zögern, desto kleiner werden die Spielräume für die dann notwendigen (und größer werdenden) Veränderungen.

KONTUREN DES SYSTEMWECHSELS - ZIELFOTO

Wer sich mit Seelsorger/-innen und Verantwortlichen in der Kirche unterhält, wer die Fachdiskussion aufmerksam verfolgt, wer sich die Entwicklungen in der Welt-



Kirche, insbesondere in den jungen Kirchen anschaut, der wird feststellen: Das Wissen um die Zukunft ist längst da! Im Blick auf die Zielperspektive gibt es eine erstaunliche Konvergenz:

Die Kirche der Zukunft hat ihre Binnenorientierung aufgegeben. Sie hat ihre Aufmerksamkeit auf die 90-95% gerichtet, die sie heute nicht bzw. nicht mehr erreicht, um in ihrem Leben präsent zu sein und Relevanz zu gewinnen. Kirchliches Handeln orientiert sich grundlegend an den Lebenswirklichkeiten und den ästhetischen Orientierungen der Menschen, auf die hin es geschieht. Daher wird das kirchliche Leben in Zukunft viel differenzierter, sehr bunt und ständig in Bewegung sein. Unterschiedliche lokale Kirchenkulturen werden nebeneinander bestehen und wertgeschätzt werden, ohne für alle gleichermaßen attraktiv zu sein.

Die Kirche der Zukunft setzt dauerhaft auf Innovation und Entwicklung. Sie investiert einen erheblichen Anteil der verfügbaren Ressourcen in die Gestaltung von Lern- und Entwicklungsprozessen. Sie entwickelt und erprobt ständig neue Formate, die einen Zugang zum Glauben ermöglichen. Da Innovation sich nicht deduktiv herleiten lässt, hat kirchliches Handeln dauerhaft experimentellen Charakter: prototypisches und projekthaftes Arbeiten ist seelsorglich-pastoraler Standard, Standard-Formate sind die Ausnahme.

Die Einheitsparrei als Ort und Instrument von Verwaltung und Pastoral gibt es nicht mehr. Die Kirche vor Ort ist dezentral und kategorial organisiert, ein (operatives) Netzwerk multipler kirchlicher Orte, an denen Kirche-Sein auf je spezifische Weise geschieht und die prozess- und projektbezogen miteinander kooperieren. Die kirchlichen Orte sind weitestgehend autonom. Sie können sich um Kirchtürme, Orden und geistliche Gemeinschaften, caritative Einrichtungen, Personen, Themen oder Ideen entwickeln. Große Organisations- und Verwaltungsräume (die man „Pfarrei“ nennen kann) geben die Möglichkeit, die Verwaltung auf ein Minimum zu reduzieren und die personellen Spielräume zu erhöhen. Profilierte kirchliche Zentren



bündeln die pastorale Arbeit (im pastoralen Raum) inhaltlich, organisatorisch und personell. Sie richten Akteure und Aktivitäten auf das Ganze und die Einheit aus, schärfen exemplarisch das Profil von Kirche nach innen und außen und sichern gegebenenfalls eine knapp bemessene „Grundversorgung“.

Im Mittelpunkt kirchlicher Arbeit stehen weniger vorgefertigte Aufgaben als mitgebrachte Begabungen (Charismen) von Menschen, die sich in den Dienst der Kirche stellen. Das Leben an den kirchlichen Orten wird von Menschen aufgrund ihrer Taufwürde, nicht eines Amtes getragen: Qualifizierte und vom Bischof beauftragte Frauen und Männer sind für die Seelsorge und deren Organisation verantwortlich. Die hauptberuflichen Seelsorger/-innen haben komplementär als „Ermöglicher/-innen“ die Aufgabe, die Getauften vor Ort in ihrem pastoralen und ihrem Leitungsdienst zu unterstützen, zu fördern und zu begleiten. Hauptberufliche Führungskräfte werden nicht primär für die operative Seelsorge und deren Steuerung, sondern für die spirituelle und strategische Ausrichtung des Ganzen und die Gestaltung lokaler Lern- und Entwicklungsprozesse gebraucht. Die Kirche hat Führungskräfte, die sich als „Coaches“, Spielertrainer, verstehen.

Kirche setzt auf eine Kultur kontinuierlicher Erneuerung. Sie lebt von einer Kommunikation, die wertschätzend, ermutigend und inspirierend ist. Abweichungen und Fehler sind erlaubt und erwünscht, um Unterschiede zu produzieren, neue Erfahrungen zu machen und neues Wissen zu generieren. Das Handeln folgt weniger einer Aufgaben- bzw. Funktionslogik, als vielmehr einer Dialog- und Prozesslogik. Es orientiert sich an Wirkungen und organisiert die Prozesse so, dass ein Maximum an Transparenz und Partizipation, an Selbststeuerung und Emanzipation möglich wird.

ESSENTIALS NACHHALTIGER VERÄNDERUNG - FAHRPLAN

Die Kirche steht vor einem grundlegenden Kulturwandel, der bis weit in die mentalen Modelle (Kirchenbilder, Gemeindebilder, Rollenbilder etc.) reicht. Wenn der Transformationsprozess nachhaltig sein soll, muss er bestimmten Qualitätskriterien genügen:

Systeme verändern sich dann, wenn sie neue Erfahrungen machen. Daher müssen Prozesse der Veränderung Divergenz (Unterschiede, vom Status Quo abweichende Lösungsoptionen) generieren, allerdings so, dass sich die unterschiedlichen



Teilsysteme und Ebenen im Prozess der Veränderung über entsprechende Kommunikations- und Feedback-Schleifen synchronisieren, also Konvergenz herstellen können. Der zirkuläre Wechsel von Divergenz und Konvergenz ist unverzichtbar.

Kirchenentwicklung braucht eine langfristige-strategische Perspektive, ein visionäres Zukunftsbild, auf das man sich verständigt hat und das Entscheidung ermöglicht. Sie braucht dann aber auch verbindliche Organisations- wie Personalentwicklungsprogramme, die den Transformationsprozess für Teilsysteme und Ebenen beschreiben, aufeinander abstimmen und damit gangbar machen. Sie beginnt experimentell, projekthaft und prototypisch im Hier und Jetzt mit der Erprobung der Zukunft, um herauszufinden, ob die Strategie tragfähig ist (Evaluation).

Wenn man die doppelte Wirklichkeit von Kirche ernst nimmt, kann Kirchenentwicklung nur als organisatorischer und als spiritueller Vorgang gedacht und konzipiert werden. Lokale Entwicklungsprozesse auf dem Weg zu lokalen Kirchenkulturen geben Raum für eine Vielfalt von Spiritualitäten. Sie zu entdecken und zu entfalten, ist ein zentrales Qualitätsmerkmal.

Kirche konstituiert sich mit LG 4 bottom-up (communio) und top-down (ministratio). Die Getauften sind daher an Prozessen der Veränderung von Kirche „maximal zu beteiligen“. Umgekehrt gilt: Führung kann sich nicht verstecken, „Führung geht voran“. Ihre Aufgabe ist es, Entwicklungsprozesse zu gestalten, Entscheidungen zu treffen und die Ergebnisse verbindlich zu ratifizieren. In diesem Sinne ist Kirchenentwicklung stets ein dialogisches Geschehen.

Systeme können nicht zugleich maximal produzieren und optimal lernen. Produktion und Lernen sind in ein den Kontextanforderungen angemessenes Verhältnis zu bringen: Vieles deutet darauf hin, dass die Ressourcen für die Standards radikal reduziert werden müssen (auf 1/3), um hinreichend Ressourcen (2/3) für Experiment und Innovation zu haben. Zielsetzung muss es sein, den laufenden Betrieb selbst

als Teil des Transformationsvorgangs zu verstehen, d.h. die Pastoral im Alltag experimentell, projekthaft und prototypisch aufzustellen. Nicht zuletzt muss man sich von der Vorstellung verabschieden, alle auf den Weg der Veränderung mitnehmen zu können. Auf absehbare Zeit wird es Menschen geben, die ihren Glauben so leben und Kirche so erfahren möchten, wie sie es in ihrer Sozialisation gelernt haben. Lösung kann nur sein: Wer geht, geht, wer bleibt, bleibt. Diese Balance muss der Transformationsprozess gewährleisten (mixed economy).

Bezogen auf Prozesse der Kirchenentwicklung ist von Anfang an die Einbeziehung der Außen-Perspektive (Fremdprophetie) in Form von Interviews, Foren oder Resonanzgruppen von zentraler Bedeutung. Es geht ja nicht nur um eine Erneuerung der Binnenorganisation, es geht im Kern um Relevanz, um eine Neubestimmung der Funktion von Kirche in der postmo-

dernen Gesellschaft. Und diese gelingt nur im Dialog mit der Gesellschaft, nicht erst dann, wenn der Umbau vollzogen ist.

RESÜMEE

Es gibt viele gute Analysen. Die Zahlen liegen seit langem auf dem Tisch. Die Szenarien sind klar und gesichert. Der langfristige Zielkorridor ist im Grundsatz unbestritten. Alle wissen, wie eine gute Transformation geht. So what? Daran hängt und scheitert es nicht!

Es mangelt am Mut, Nägel mit Köpfen zu machen, strategische Ziele zu definieren, notwendige Entscheidungen zu treffen, unbequeme Konsequenzen zu ziehen, überflüssige Dinge wegzulassen, Konflikte auszuhalten und auszutragen, Fehler zu machen und daraus zu lernen. Gebraucht werden Menschen, die den Mut haben zu gehen und aufhören, sich mit dem Status Quo zu arrangieren.

LITERATUR

- Bucher, Rainer, Wenn nichts bleibt, wie es war. Zur prekären Zukunft der katholischen Kirche, Würzburg 2012.
- Desso, Valentin / Lames, Gundo / Lätzel, Martin / Hennecke, Christian (Hrsg.), Kirchenentwicklung. Ansätze – Konzepte – Praxis – Perspektiven, Trier 2015.
- Desso, Valentin, Kirchenentwicklung als visionäre Praxis. Die Tiefenstruktur nachhaltiger Transformation, in: Anzeiger für die Seelsorge 1/ 2014, 11-15.
- Elhaus, Philipp / Hennecke, Christian / Stoltmann-Lukas, Dagmar / Stelter, Dirk (Hrsg.), Kirche². Eine ökumenische Vision, Würzburg, Hannover, 2013.
- Hennecke, Christian / Tewes, Dieter / Viecens, Gabriele (Hrsg.), Kirche geht ... Die Dynamik lokaler Kirchenentwicklungen, Würzburg 2013.
- Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hrsg.), Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis, V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014.

AUTOR

Desso, Valentin, Jg. 1958, Dr. phil., Dipl.-Psych., Dipl.-Theol., Geschäftsführer von kairos. Coaching, Consulting, Training Mainz, Psychotherapeut, Familientherapeut (IFW), Trainer, Supervisor (BDP), Coach (BDP) und Organisationsberater; Schwerpunkte: Strategische Organisations- und Personalentwicklung, Führungskräfteentwicklung, Prozessoptimierung und Innovation; Autor und Herausgeber einschlägiger Veröffentlichungen in den Bereichen Führen und Leiten, Organisations- und Personalentwicklung, Mitherausgeber der online-Zeitschrift futur2.

KONTAKT: DR. PHIL., DIPL.-PSYCH.,
DIPL.-THEOL. VALENTIN DESSOY
INFO@KAIROS-CCT.DE
WWW.KAIROS-CCT.DE
WWW.FUTUR2.ORG

GRUNDSATZ

WOHIN KIRCHE GEHEN KÖNNTE

EIN INTERVIEW

PROF. DR. RAINER BUCHER



Herr Bucher, Sie schreiben in einem Ihrer Aufsätze „Wer sich nicht trennen kann, ist in der Gefahr vom Leben getrennt zu werden, denn er sperrt sich in den Käfig einer Gegenwart, die schleichend zur Vergangenheit wird.“ Wo genau beobachten Sie dies in der gegenwärtigen Lage der katholischen Kirche?

Wenn man die ökonomische, mediale und verkehrstechnische Globalisierung, die Neuchoreographie der Geschlechterverhältnisse, die Ausbreitung eines auch kulturell immer hegemonialeren Kapitalismus und – mit letzterem übrigens zusammenhängend – den Herrschaftswechsel von Religion und Biographie als zentrale kulturelle Signaturen unserer Gegenwart bezeichnen will, dann zeigt sich, wo die katholische Kirche in unseren Breiten halbwegs gegenwärtig bleiben kann und wo nicht. Sie ist stark in der Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus und seinen Folgen, stark auch auf dem Feld der Weltgesellschaft und ihrer Neuordnung entlang der Menschenrechte, sie hat aber Probleme damit umzugehen, dass sie sich in unseren Breiten nur noch situativ und nicht mehr normativ vergesellschaftet, sich also ihre Jahrhunderte alte Pastoralmacht vollständig verflüchtigt hat, und sie hat ganz viele Probleme mit der Neuchoreographie der Geschlechterverhältnisse und etwa deren Folgen für das heute hochkomplexe und stets prekäre „doing family“. Und sie hat große Probleme, auf die aus all dem folgende Pluralisierung und Indivi-

dualisierung der Gesellschaft mit dem Aufbau einer differenzierteren pastoralen Struktur zu folgen. Unsere Kirche hängt hier einfach, übrigens „rechts“ wie „links“, zu sehr überkommenen harmonistischen Einheits- und Gemeinschaftsvorstellungen an. Aber die real existierende Kirche ist auch eine ziemlich bunte und vielfältige Wirklichkeit, und es gibt Orte, wo sie selbst mit diesen Herausforderungen zurechtkommt: Aber es sind zu wenige, und sie sind noch zu wenig repräsentativ.

Die überkommenen und harmonistischen Einheits- und Gemeinschaftsvorstellungen binden ungeheuer viel Kraft und Zeit von haupt- wie ehrenamtlich Engagierten. So bleibt kaum Zeit, solche neuen Orte zu entwickeln. Welche Kriterien empfehlen Sie pastoral Tätigen, ihr Tun zu überprüfen und sich von einst Bewährtem zu verabschieden?

Das sind im Kern zwei: Erstens die innere Freude, die das eigene pastorale Handeln macht, die neuen und beglückenden Erfahrungen, die man dabei macht, inwiefern man also wirklich die „Freude des Evangeliums“ erlebt. Und dann sind da die Kriterien, die das Wirken Jesu nahelegt: Wie viele Wunder der Befreiung geschehen durch uns und unser pastorales Handeln? Wie viele Wunder der Befreiung von einem allzu behaglichen und selbstzufriedenen Leben, denn Gott fordert uns auf, unser eines und einmaliges Leben mit allem Ernst und aller Intensität zu führen. Wie viele Wunder der Befreiung von den verführerischen Göttern der Selbstüberschätzung, denn alles, was wir sind, ist zuletzt Geschenk, selbst unsere Fähigkeiten sind es, wie viele die Wunder der Befreiung von den krankmachenden Göttern mangelnden Selbstvertrauens, fesselnder Abhängigkeiten und drückender Armut, denn wir sind Gottes geliebte Kinder. Gott will nicht unser Unglück, sondern unser Leben in Fülle, auch und gerade in unserer unvermeidlichen Schuldhaftigkeit. Und dann sind da noch die Wunder der Befreiung von den zahlreichen Göttern menschlicher und religiöser Repression, denn Gott will unsere Freiheit. Das sind die Folgen, an denen man erkennt, ob kirchliche Pastoral in der Nachfolge Jesu steht.



Es gibt eine veritable institutionalistische Versuchung in unserer Kirche: Sich mehr oder weniger unbewusst über das zu stellen, wofür Kirche da ist: zur kreativen Konfrontation von Evangelium und heutiger Existenz, wohl gemerkt: heutiger Existenz, nicht jener unserer Eltern und Großeltern! Und unsere Existenz schaut teilweise revolutionär anders aus als frühere Lebensformen. Da braucht es neue Orte, andere Orte oder alte Orte anders. Sonst werden wir zum Museum vergangener Bedeutsamkeit.



Nehmen wir das Sonntagsfrühstück einer Familie. Sie mögen zwar nicht die Sonntagspflicht erfüllen, erfahren aber Communion, und manchmal geschieht ein Wunder der Befreiung, ohne dass sie es als solches deuten. Beginnt die kreative Konfrontation von Evangelium und heutiger Existenz schon damit, ein Sonntagsfrühstück so zu deuten, das Heilige im Alltäglichen zu entdecken? In welcher Form und wo könnte diese Konfrontation konkret geschehen?

Christliche Religion ist nicht Weltflucht, weder Flucht aus der Welt, noch Flucht in die Welt, sondern sie ist Welt-Loyalität (A. N. Whitehead). Der Gott Jesu hat sich eingelassen auf diese Welt, ganz und gar, mit Haut und Haaren, mit Leiden und Tod. Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, die zentrale Lehre des Christentums, bedeutet eben: Gott tritt in die Welt des Menschen ein und nimmt seine Alltäglichkeit an, trägt selbst die Last der Entfremdung durch die kleine Alltäglichkeit wie durch das Leiden.

Wir stehen nicht nur im Alltag, wir sind auch unser Alltag, so Karl Rahner: Wir sind alltägliche Wesen. Dazu müssen wir stehen, so schwer es uns fällt. Aber es ist eben nicht so, dass unbekannte Menschen, die ein alltägliches Leben führen, uneigentlich sind und nur Menschen, die aus dem Alltag heraustreten und frei, souverän und unabhängig agieren, eigentlich leben. Jede menschliche Existenz ist der Normalität des Lebens enthoben, ist etwas Eigenes und Besonderes. Diese eigenartige Zuordnung von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit, von Besonderheit und Allgemeinheit, von Offensichtlichkeit und Verborgtheit ist charakteristisch für jede Existenz. Und sie ist exemplarisch verwirklicht in der Existenz Gottes. Die Liebe zum Gewöhnlichen ist daher keine gewöhnliche Liebe, sie ist vielmehr eine außergewöhnliche Tat. Sie braucht und kostet vor allem eines: Aufmerksamkeit.

Das ist auch der Anschluss, den die konkrete Kirche an den menschlichen Alltag haben sollte: Sie hat ihm im Horizont der Liebe Gottes Raum zu geben. Sie macht es ja auch, und in manchem ist sie eine Meisterin der Strukturierung und Gestaltung des Alltags im Horizont der Liebe Gottes: etwa im Kirchenjahr oder in den Gebetszeiten. Aber viele Menschen finden in kirchlichen Sozialräumen, gerade in Pfarrgemeinden, nicht mehr ihren Alltag wieder, ihre Themen, Sprache, Ästhetiken und Probleme.

Wenn wir aktuelle menschliche Lebensformen moralisieren, statt ihnen Raum und Aufmerksamkeit zu geben und dabei zu helfen, dass in ihnen Liebe und Aufmerksamkeit herrscht, dann werden wir diesen Menschen nicht gerecht, haben wir sie verloren. Was natürlich nicht heißen muss, dass diese Menschen Gott verloren haben, und sicher nicht heißt, dass Gott sie verloren hat. Die Frage in ihrem Beispiel an die Kirche wäre also: Wenn diese Familien in den Sonntagsgottesdienst, in die Pfarrgemeinde gehen, welchen Segen, welche Gnade erhalten und erfahren sie dort?

Wie lässt sich die Milieuerengung in unseren Gottesdiensten und klassischen Pfarrgemeinden aufbrechen? Wie sehen Gottesdienste und Gemeinden konkret aus, in denen Menschen ihren Alltag wiederfinden, ihre Themen zur Sprache kommen und ihnen Aufmerksamkeit geschenkt wird? Und wo sehen Sie genau die neuen und anderen Orte, wo Evangelium und heutige Lebenswirklichkeiten in Berührung kommen können?

Die zentrale Erkenntnis ist: Man darf nicht werden müssen wie jene, die noch da sind, um mit Kirche in Kontakt kommen zu können. Denn dann kommen jene, die nicht so werden wollen oder können, wie jene, die noch da sind, eben nicht.

Es braucht einen tiefgreifenden Wandel der kirchlichen Aufmerksamkeits-, Anerkennungs- und Kommunikationskultur: die Aufmerksamkeit muss weg von sich hin zu jenen gehen, bei denen Gott, aber nicht die Kirche ist, die Anerkennungskultur darf die anderen nicht länger bei ihren Schwächen, sondern muss sie bei ihren Stärken nehmen, und die innerkirchliche Kommunikationskultur müsste von Erlaubnisdiskursen zu Ermöglichungsräumen kommen.

Ob das die klassischen Pfarrgemeinden schaffen, ist zu hoffen und wird sich zeigen. Notwendig sind aber auch wirklich neue Orte der Pastoral, die gar nicht erst in der Tradition der problematischen katholischen Kommunikations- und Machtstrukturen stehen, sondern von vorneherein geradezu demonstrativ auf religiöse Biografien, lebenslange Gefolgschaft und exklusive Mitgliedschaft verzichten.

Pastorale Orte und Prozesse, die milieusensibel sein wollen, müssen in ihrer Struktur, in ihrer Kultur glaubwürdig signalisieren, dass der andere seine Autonomie behält, dass es ihnen nicht um sie selber, sondern jene anderen geht, und dass sie wirklich weiterhelfen wollen – und können. Mit anderen Worten: Sie müssen strukturell ihre Selbstlosigkeit kommunizieren. Solche Orte gibt es ja schon, etwa bei der Caritas, in der Kategorialpastoral oder im kirchlichen Bildungssystem. Dort herrscht auch weniger Mi-



lieuerengung. Kirche ist nicht nur Pfarrgemeinde, sondern das Netz der pastoralen Orte, sicher mit den Pfarrgemeinden als territoriale Basis- und Grundstruktur.

Nur wenn man Selbstlosigkeit signalisiert, wenn man auch Nicht-Selbstverständlichkeit signalisiert, übrigens auch die Nicht-Selbstverständlichkeit der situativen Bedeutsamkeit der christlichen Tradition, wird man Menschen interessieren können, die sich in die klassischen Gemeinden nicht mehr eingemeinden lassen wollen. Das sind in Deutschland rund 90% der Katholikinnen und Katholiken. Neue pastorale Orte kann man aber auch innerhalb der klassischen Gemeinden schaffen, denn sie selber wären ja auch viel bunter, als man sie sein lässt.

Das erfordert ein großes Umdenken, insbesondere in den klassischen Gemeinden. Wie kann Diözesanleitung und wie können Fachreferate solche Prozesse unterstützen?

Viele Ordinariate bemühen sich ja zunehmend um eine Umorientierung der Pastoral im skizzierten Sinn. Das würde wohl noch wirkungsvoller sein, wenn sie noch entschlossener eine neue innerkirchliche Kommunikationskultur initiieren und damit beispielhaft vorangehen würden. Das ist klassische Leitungsaufgabe. Dazu müssten bestimmte Haltungen entschlossen überwunden werden: die Bürokratie, der Paternalismus und selbst die neueren New-Public-Management-Methoden. Zudem müsste man den Blick vom kirchlichen Innen noch stärker ins Außen der Kirche drehen



In einem Theologiestudium sollte man lernen, dass die Theologie eine echte Entdeckungsreise ist, auf der man neue Kontinente erkunden und von alten ablegen kann, sollte man erfahren, dass die Theologie Arbeit am eigenen personalen und intellektuellen „Betriebssystem“ ist, und dass man keine Angst haben darf, über Gott und seine Beziehung zu uns zu streiten. Man muss lernen können, dass Theologie keine Demutsübung in akademischem Fleiß oder kirchlicher Gefolgschaft und auch nicht einfach das brave Nachsprechen großer Traditionen ist, sondern ein Projekt der eigenen Existenz auf der Basis des Glaubens unserer Väter

und Mütter im Glauben. Und man muss lernen können, dass Theologie keine Angst vor der Gegenwart haben darf, weil sie sonst ihre Aufgabe verrät.

Ich bin übrigens sehr dankbar, dass ich das in meinem Studium in Würzburg so erfahren habe, vor allem bei Elmar Klinger, Rolf Zerfaß und Ottmar Fuchs. Im übrigen gilt: Die beste Vorbereitung auf jede Praxis, gerade eine so veränderungsoffene, ist eine wirklich gute Theorie – und ihre Konfrontation mit der eigenen Lebenswirklichkeit.



auf das hin, was dieses „Außen“ – das vor Gott natürlich kein „Außen“ ist – von der verfassten Kirche braucht, und wie man es mit ihm zusammen entdecken könnte. Man müsste auch ein paar unkonventionellere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einstellen, experimentierfreudiger werden und überhaupt viel mehr Risiko gehen. Neugierig sein, aufmerksam sein, zu Wagnissen ermutigen, Spontaneität schätzen, Rollendistanz signalisieren, Freiräume geben, Fehlversuche akzeptieren, Vertrauen schenken knapp über das hinaus, was eigentlich verdient wäre, und überhaupt die Freude des Evangeliums nicht von anderen fordern, sondern selber verkörpern: Das wären Hinweise, wohin es seitens der kirchlichen Behörden gehen sollte.

Was bedeutet dies für die Ausbildung von Priestern und pastoralen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen?

Die zentrale Herausforderung jeglicher Ausbildung für zukünftige Pastoral besteht darin, dass man nicht auf eine spezifische Situation vorbereiten darf und kann und schon gar nicht auf die Fortführung des laufenden Betriebs, sondern auf die Unabsehbarkeit zukünftiger pastoraler Lagen. Man muss also auf das Unvorhersehbare vorbereiten. Das kann man sinnvollerweise nur dadurch, dass man Wahrnehmungs- und Analysekompetenzen fördert und die Schätze des theologischen Archivs so erschließt, dass sie eigenständig angewandt werden können und darin gegenwartsrelevante Bedeutung bekommen.

Und nun eine letzte Frage. Wie Elmar Klinger plädieren Sie für eine größere Freiheit des Volkes Gottes, das konkrete Miteinander vor Ort charismenorientiert selbst zu regeln. Darin sehen Sie das Entwicklungspotential für Territorialgemeinden. Welche Rahmenbedingungen können dabei hilfreich sein?

Die Territorialgemeinde hat Zukunft als eine sozialraumorientierte Angebotsstruktur der Kirche, in welcher die Gnade Gottes dankbar gefeiert wird, die dem Volk Gottes geschenkten Charismen einen vertrauensvollen Entfaltungsraum bekommen und auf die konkreten „Zeichen der Zeit“, die das Territorium präsentiert, im Sinne des Evangeliums reagiert wird. Die Pfarrgemeinde wird nur noch als Teilnetzwerk im Gesamtnetzwerk pastoraler Handlungsorte überleben und sie braucht dabei vor allem eines: eine ziemlich neue Kommunikationskultur. Aktuell sind Pfarrgemeinden schlicht für die Mehrheit der Katholikinnen und Katholiken nicht anschlussfähig in ihren Mentalitäten, Ästhetiken und Gewohnheiten.

Was es in Zukunft zuallererst braucht? Eine mutige und entschiedene Diözesanleitung. Sie muss den festen Rahmen garantieren, innerhalb dessen dann die unteren Ebenen etwas wagen und ausprobieren. Sie muss die richtigen Mentalitäten fördern, etwa die Freude am Evangelium, um mit Papst Franziskus zu sprechen, die liebende Aufmerksamkeit, um mit Simone Weil zu sprechen und den Tutorismus des Wagnisses, so Karl Rahner. Wenn die Leitung nichts wagt, nicht vertraut, nicht voll Zuversicht, Aufmerksamkeit, Freude und Ehrlichkeit ihren Job tut, dann wird wenig voran gehen.

Ich persönlich glaube auch, dass wir mittel- und langfristig nicht um eine Weiterentwicklung des Kirchenrechts im wirklich konziliaren Sinne herumkommen. Denn der CIC 1983 stellt eine durchaus defizitäre Umsetzung der konziliaren Optionen dar.

Das Interview wurde von der Redaktion im Format einer E-Mail-Kommunikation durchgeführt. Ein lebendiges wie spannendes Experiment.

KONTAKT: PROF. DR. RAINER BUCHER
 INSTITUT FÜR PASTORALTHEOLOGIE UND PASTORAL-
 PSYCHOLOGIE UNIVERSITÄT GRAZ
 WWW.RAINER-BUCHER.DE

GEHEN WIR HINAUS, GEHEN WIR HINAUS

PROF. DR.
MICHAEL ROSENBERGER



ÜBERLEGUNGEN ZUR METAPHER VOM VOLK GOTTES UNTERWEGS

In den letzten Jahren, vielleicht sogar Jahrzehnten, ist viel vom „Reformstau“ der katholischen Kirche die Rede. Immer gibt es dabei eine eindeutige Zuweisung der Verantwortung: Rom sei schuld daran, dass nichts weitergehe. Dort liege die Blockade, die jeden Schritt der Kirche in die Zukunft verhindere.

Ich finde diese Überzeugung, die in der westlichen Welt weit verbreitet ist, zunehmend merkwürdig. Natürlich können manche Themen ohne die Zustimmung des Vatikans nicht weitergebracht werden – Pflichtzölibat, Weiheämter für Frauen, Mitwirkung der Ortskirchen an Bischofsernennungen, synodale Entscheidungsstrukturen auf allen Ebenen u.a.m. Aber der evangelischen Kirche, die all diese Themen anders regelt als die katholische, laufen ihre Mitglieder genauso davon. Es gibt also offenkundig auch einen massiven Reformstau an der Kirchenbasis, für den Rom wenig kann.

Genau auf diesen Reformstau macht Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ aufmerksam, wenn er schreibt: „Die Seelsorge unter missionarischem Gesichtspunkt verlangt, das bequeme pastorale Kriterium des ‚Es wurde immer so gemacht‘ aufzugeben. Ich lade alle ein, wagemutig und kreativ zu sein in dieser Aufgabe, die Ziele, die Strukturen, den Stil und die Evangelisierungs-Methoden der eigenen Gemeinden zu überdenken (...) Ich rufe alle auf, großzügig und mutig die Anregungen dieses Dokuments aufzugreifen, ohne Beschränkungen und Ängste.“ (EG 33)

Rainer Bucher hat als Pastoraltheologe im vorangehenden Interview gezeigt, dass Ziele und Strukturen, Stil und Methoden der kirchlichen Basis einer radikalen Erneuerung bedürfen, wenn wir das Evangelium zu den Menschen bringen wollen. Als Moraltheologe stelle ich mir daran anknüpfend die Frage, welche ethischen und spirituellen Ressourcen uns dabei helfen können, Kreativität, Großherzigkeit und Wagemut zu finden, zu denen uns Papst Franziskus ruft.

MODERNE MENSCHEN SUCHEN DAS WAGNIS - NUR DIE PFARREIEN NICHT

Die Menschen in der modernen Gesellschaft haben eine ziemlich große Abenteuerlust. Womöglich war das Verlangen nach Abenteuern in keiner Epoche der Menschheit so groß wie heute. Und das, obwohl Abenteuer stets auch Gefahren und Risiken einschließen. Warum suchen Menschen so etwas? Der Sportwissenschaftler Karl-Heinrich Bette nennt einige Gründe:

a) Die moderne Gesellschaft versucht, alle Risiken zu kalkulieren und abzusichern. Jede kleinste Eventualität wird im Voraus bedacht, alle nur denkbaren Szenarien werden durchgeplant. Doch hat eine so einseitig dominierte Welt auch ihre Nachteile: „Die Kehrseite von Sicherheit und Routine heißt Langeweile und Leere“ (Karl-Heinrich Bette 2003, 42). Indem die Moderne Risiken auszuschalten versucht, weckt sie gerade erst das Bedürfnis, Risiken zu erleben. Denn Angst und Risiken zu erleben, empfindet der Mensch nicht nur als negativ und bedrohlich, sondern auch als ein Bedürfnis. Sogar eine gewisse Todesnähe gehört dazu.



b) Die moderne Welt nimmt dem Menschen immer mehr von seinen Handlungsmöglichkeiten. Durch die ständig wachsende Eigendynamik der gesellschaftlichen Systeme bieten sich immer weniger Möglichkeiten, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Der Mensch wird zunehmend fremdgesteuert, und die eigene Ohnmacht wird ihm ständig durch Nachrichten aus der globalisierten Welt vorgeführt. Doch der Mensch will handeln, seine Welt

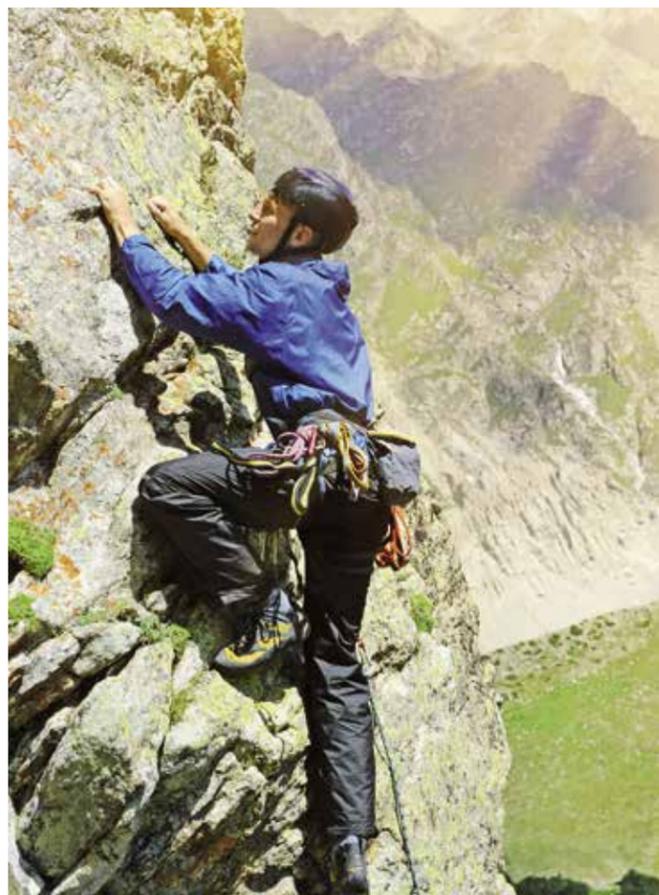
selbst gestalten, Macht erfahren. Das Streben nach Autonomie gehört zu seinen vitalsten Bedürfnissen, und genau dieses Bedürfnis kann ein Abenteuer erfüllen: „Abenteuer und Wagnis haben einen allumfassenden Charakter (...) Sie ermöglichen es, die Welt im Kleinen in den Griff zu bekommen und zu ordnen (...) erzählen deshalb immer auch Bewältigungs- und Bewährungsgeschichten“ (Karl-Heinrich Bette 2003, 44).

c) Die Moderne entfremdet den Menschen durch kulturelle, technische und soziale Zwänge von der Natur. Genau deshalb ist ein Abenteuer für den modernen Menschen (anders als für den vor-modernen) verbunden mit der Vorstellung von Naturnähe. Naturnähe meint dabei schlicht das Enthobensein von gesellschaftlichen Zwängen: „Extremsportler setzen sich im Moment ihres Handelns nicht mit der Kompliziertheit von Geld, Macht, Wissen oder Wahrheit auseinander“ (Karl-Heinrich Bette 2003, 44).

d) Die moderne Gesellschaft tendiert durch ihre Medien zur Anonymisierung und Vermassung der Menschen. Gleichzeitig sucht der Mensch nach Individualität und Unverwechselbarkeit. Indem er eigene Abenteuer besteht und davon erzählt, kann er auf hervorragende Weise das eigene Selbstbild von dem der „durchschnittlichen“ Menschen abheben. Abenteuer garantieren Individualität.

e) Die moderne Gesellschaft ist eine Mediengesellschaft. Viele der grundlegenden Erfahrungen werden nicht mehr am eigenen Leib vollzogen, sondern über mediale Bilder und Worte vermittelt. Dennoch haftet dem Menschen ein unauslöschliches Bedürfnis nach unmittelbarem Erleben und direkten Eindrücken an. Abenteuer ermöglichen solche Unmittelbarkeit.

f) Im Blick auf die weltanschauliche Pluralisierung könnte man die moderne Gesellschaft als Ungewissheitsgesellschaft bezeichnen: Nichts gilt mehr unhinterfragt, alles ist im Fluss und in der Diskussion. In diesem Kontext ist das Abenteuer ein „Gewissheitsbeschaffungsprogramm“ (Karl-Heinrich Bette 2003, 46). Das „Ich denke, also bin ich“ eines René Descartes ist heute abgelöst durch das „Ich erlebe, also bin ich“.



g) Die Moderne beraubt den Menschen der Gegenwart. Sie ist geprägt von einer steten Ausrichtung auf die Zukunft, der die Menschen hinterherlaufen und nachhetzen. Abenteuer hingegen finden in der Gegenwart statt (Karl-Heinrich Bette 2003, 47). Wer das Abenteuer sucht, darf und muss den Augenblick genießen und im Hier und Jetzt leben. Diese Erfahrung sucht der Mensch.

Moderne Menschen suchen das Wagnis. Und vielleicht ist genau das ein Grund, warum sie kaum in die Kirchen kommen. Denn dort ist vom Wagnis wenig zu spüren. Viele Pfarreien haben es sich zum ersten und obersten Ziel gemacht, Heimat zu schenken, ein warmes Nest anzubieten. Das aber ist es nicht, was die Menschen suchen.

OHNE WAGNIS KEINE ERFÜLLUNG

Viele Gründe nennt der Sportwissenschaftler dafür, dass ausgerechnet die Moderne die Suche nach dem Abenteuer fördert, das sie doch eigentlich eliminieren wollte. Für den Geisteswissenschaftler sagen diese Dimensionen des urmenschlichen Bedürfnisses nach Abenteuern etwas über den Menschen, über sein Wesen, seine existenziale Grundstruktur: Der Mensch sucht Risiko, Selbstbestimmung, Freiheit von komplexen gesellschaftlichen Zwängen, unverwechselbare Identität, unmittelbares Erleben, leibhaftige Gewissheit, Leben im Hier und Jetzt. In all dem sucht er jedoch sich selbst: Seine Identität, seine Autonomie, seine Möglichkeiten der Selbstentfaltung und -verwirklichung. Das aber ist ihm nur möglich, wenn er im Abenteuer nicht nur irgendetwas, sondern sich selbst riskiert: Sein Leben, sein Glück, seinen Weg der Selbstverwirklichung. Ein Abenteuer kann scheitern – auf der ganzen Linie. Das Risiko ist also maximal: Der Abenteurer setzt alles aufs Spiel.

Wo ein Mensch bewusst und frei seine gesamte Existenz, das Gelingen seines Lebens aufs Spiel setzt, haben Philosophie und Theologie seit jeher vom Wagnis gesprochen. Der Begriff ist abgeleitet vom Wort „Weg“: Wer ein Wagnis ein-„geht“ (!), macht sich auf einen Weg, dessen Ende ungewiss ist. Das Wagnis übersteigt alle Berechnungen der kalkulierenden Vernunft. Damit ist das Wagnis aber nicht einfach irrational: Eine gründliche Abschätzung und Abwägung der Chancen und Risiken vorab ist notwendig und ethisch geboten. Doch kann sie weder alle Eventualitäten berücksichtigen – sie bleibt eine Schätzung – noch alle Gefahren ausschließen. Insofern bedeutet das Eingehen eines Wagnisses einen Schritt über die Vernunft hinaus.

So verstanden ist das menschliche Leben immer ein Wagnis – wir kommen gar nicht darum herum, unser Leben einzusetzen. Und dies aus mehreren Gründen:

a) Ohne Wagnis keine Erfahrung: „Erfahrung“ bezeichnet ein Wissen, das aus dem wagenden Gehen („Fahren“) eines Weges gewonnen wurde: Wer Gefahren unter allen Umständen vermeiden will, wird nichts erfahren.

b) Ohne Wagnis kein personales Reifen: Wer nicht bereit ist, sich Gefahren auszusetzen, wird in seiner Persönlichkeit verkümmern. Gerade das Eingehen von Wagnissen bringt Bewährung, Fortschritt und persönliches Wachstum.

c) Ohne Wagnis keine Autonomie: Solange der Mensch sich in sicheren Gewässern bewegt, solange er im großen, ihn behütenden

Strom der Masse mitschwimmt, wird er nicht zu Selbststand und Profil gelangen.

d) Ohne Wagnis keine Erfüllung: Wer sein Leben nicht wagt, wird es auch nicht gewinnen. Glück und letzten Sinn findet nur, wer gibt, wagt, riskiert.

Was für den Einzelmenschen gilt, trifft analog für alle menschlichen Gemeinschaften und damit auch für die Kirche zu: Wenn sie nur die Sicherheit des perfekt durchorganisierten Systems sucht, wird sie sich selbst und das Evangelium verlieren. Wenn sie aber bereit ist, das Wagnis des Gangs ins Ungewisse einzugehen, kann sie sich selbst und das Evangelium gewinnen. Kein Zweifel: Die Kirchen haben sich genau deswegen in den letzten Jahrzehnten so stark geleert, weil die Kirche auf Sicherheit statt auf Wagnis gesetzt hat. Und so gehen die Menschen dorthin, wo sie spirituelle Wagnisse noch finden, z. B. auf den vielen Pilgerwegen, die sich mittlerweile wie ein Netz durch Europa ziehen, pastoral aber noch immer weitgehend verwaist sind.

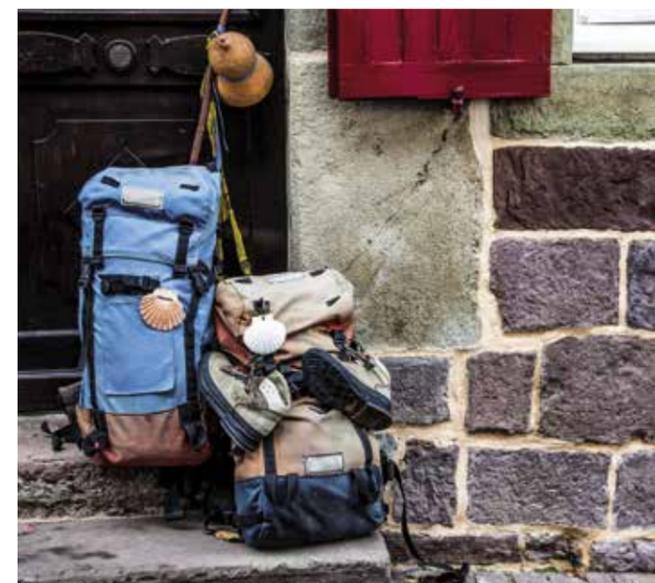
GOTTES WAGNIS MIT DEM MENSCHEN

Der biblische Gott ist kein Gott der behaglichen Heimat und kein Gott der warmen Nester. Er ist ein Gott des Wagnisses, der seine Verbindung mit dem Menschen aufs Spiel setzt. Das wird insbesondere an der Person des Abraham, des „Vaters der Glaubenden“, deutlich. Abraham muss seine Heimat im Zweistromland verlassen (Gen 12,1-9). Das ist für ihn die größte denkbare Herausforderung. Und doch ist der biblische Erzähler davon überzeugt, dass Gott mit Abraham geht. Das Wagnis, das der Mensch aus sehr existenziellen Überlegungen heraus eingehen muss, wird von Gott mitgetragen. Der Gott der Bibel ist ein mitgehender, mitwagender Gott. Er bindet sich an jeden Menschen, der wagend auf ihn vertraut: „Gesegnet, wen du segnest!“ (Gen 12,3). Nicht die Sicherheit einer bürgerlichen Existenz ist also der Ort, an dem Gott sich erfahren lässt, sondern das Wagnis des eigenen Lebens. Erst wenn der Mensch sich der Riskiertheit seines Lebens bewusst wird, öffnet er sich für jenen Gott, der ihn tragen will und ihn mit einer Verheißung begleitet.

Gott ist ein Gott, der den Menschen zum Abenteuer ruft, der ihn ermutigt, das Wagnis des eigenen Lebens mutig und vertrauensvoll einzugehen – bis zum Äußersten der eigenen Selbstaufgabe. Was von Abraham nur hypothetisch gefordert wurde, das muss Jesus ganz real vollziehen. Sein Tod ist ein warnendes Zeichen dafür, dass wir das Wagnis nicht verharmlosen, nicht verniedlichen oder kleinreden, sondern mit dem Scheitern rechnen. Abenteuer haben immer eine gewisse Todesnähe. Doch gerade an Jesus wird auch deutlich, dass selbst ein tödlicher Ausgang des Abenteurers das garantieren kann, worum es letztlich geht: Treue zu sich selbst, Finden der eigenen Identität, Erfüllung und Glück.

VOLK GOTTES UNTERWEGS

Das pilgernde Volk Gottes unterwegs ist die „ekklesiologische Basis-metapher“ des II. Vatikanischen Konzils (Christian Frevel 2001, 843). Wie das Volk Israel in der Wüste ist die Kirche leidend, versucht, sündig (!), reformbedürftig und in ihrer konkreten Gestalt vorläufig. Die Kirche muss sich stets weiterentwickeln, um auf die geschichtlichen Gegebenheiten („Zeichen der Zeit“) angemessen zu reagieren.



Niemand hat die konziliare Idee vom pilgernden Volk Gottes so konsequent in den Mittelpunkt der theologischen Reflexion gestellt wie die lateinamerikanische Befreiungstheologie. Im Vergleich dazu blieb die Rezeption in den europäischen Kirchen eher blass. Es musste erst ein lateinamerikanischer Papst kommen, um uns an die Wegweisung des Konzils zu erinnern. Wir sollen uns auf den Weg machen, eine „Kirche im Aufbruch“, besser: „im Hinausgehen“, sein, wie es der Leitgedanke von Evangelii Gaudium ist („una chiesa in uscita“, EG 20; 24; 46). Und mit aller Kraft ruft uns Franziskus zu: „Gehen wir hinaus, gehen wir hinaus“ („usciamo, usciamo“, EG 49).

Diese Aufforderung ist wie jene des Konzils zunächst metaphorisch zu verstehen. Aber in seiner eigenen pastoralen Praxis zeigt uns Franziskus, dass sie schnell sehr real werden kann – wenn er nach Lampedusa geht, in die Favelas oder zu den vom Taifun zerstörten Dörfern auf den Philippinen. Das Wagnis des Evangeliums wird zum Weg an die Orte von Not, Verzweigung und Armut. Der Pilgerweg der Kirche führt zu neuen, ungewohnten „Wallfahrtsorten“. Kein Zweifel: Es braucht Mut, diesen Weg zu gehen. Aber er ist leichter zu finden, wenn wir wissen, dass wir „nur“ mit Jesus oder hinter ihm hergehen müssen. Wenn wir das Abenteuer wagen, sind wir nicht alleine.

LITERATUR

→ Karl-Heinrich Bette 2003, Volles Risiko. Extremsport und Abenteuersuche als Lebenselixier, in: Psychologie heute 30/5, 42-47;

→ Christian Frevel u.a. 2001, Volk Gottes, in: Lexikon für Theologie und Kirche 10, 843-850;

→ Michael Rosenberger 2005, Wege, die bewegen. Eine kleine Theologie der Wallfahrt, Würzburg 2005.

KONTAKT: PROF. DR. MICHAEL ROSENBERGER
INSTITUT FÜR MORALTHEOLOGIE
KATHOLISCH-THEOLOGISCHE PRIVATUNIVERSITÄT LINZ
WWW.KTU-LINZ.AC.AT/THEOLOGIE/INSTITUTE/MORALTHEOLOGIE

ÖKUMENISCH WEITER GEHEN

DR. PETRO MÜLLER



Unter diesem Titel erschien zum 50-jährigen Jubiläum des Ökumenismusdekrets des II. Vatikanischen Konzils „Unitatis redintegratio“ (UR) ein Impulsheft der Ökumene-Referenten-Konferenz auf Bundesebene. Beim Titel wurde das Wort „weitergehen“ absichtlich auseinander geschrieben, da bereits diese Schreibweise andeuten will, dass es in der Ökumene sowohl ein „Vorwärts“ als auch eine Horizonterweiterung braucht. Ähnlich wie ein Weg beim Wandern oder Pilgern entsteht und sich so verschiedene Landschaften oder Panoramen erschließen, ist es mit der Ökumene.

Die katholischen Bistümer in Deutschland feierten zurecht am 21. November 2014 mit ihren ökumenischen Partnerkirchen den 50. Jahrestag des Dekrets, da dieser Tag auch nach außen hin signalisierte: Hier sind Kirchen seit fünf Jahrzehnten miteinander unterwegs. Wege wurden und werden beschritten, die ein gemeinsames Ziel haben: Die Einheit der Kirchen zu fördern und die sichtbare Einheit aller Christen wieder herzustellen. Auf diesem Pilgerweg ist man gemeinsam unterwegs, ganze Wegabschnitte wurden gemeinsam zurückgelegt.

Während des Unterwegs hat sich der Blick geweitet. Vom ersten Aufbrechen an sind mehr und mehr Kirchen dazugekommen. Ein Anfang – schon während des Konzils – war der Aufbruch mit der Orthodoxie. Mit der Anglikanischen Gemeinschaft ist die katholische Kirche seit 1967 auf dem Weg, ebenso mit dem Luthertischen Weltbund. 1970 begann der Dialog mit den Reformierten auf Weltebene, ein Jahr später mit den Methodisten. Das Grundanliegen des Konzils, Ökumene als „eine der Hauptaufgaben“ zu verstehen und anzugehen, ist Realität geworden und nicht nur auf Weltebene, sondern ebenso – auch mit zahlreichen anderen Kirchen – auf Landes- oder Kontinentalebene.

Mit den jeweils neu dazugestoßenen Wegbegleitern haben sich die Blickwinkel verändert, manche Perspektiven wurden geweitet.

Gerade für die Ökumene in Deutschland bedeutet das: Es geht nicht nur um die beiden großen Kirchen, sondern statt dieser bilateralen Zusammenarbeit um eine multilaterale Ökumene. Seit Mitte der 1970er Jahre hat sich das z. B. in den zahlreichen und noch immer zunehmenden regionalen und lokalen Gründungen von „Arbeitsgemeinschaften christlicher Kirchen“ (ACK) bewährt. Aus Gesprächskreisen wurden fest im ökumenischen Geist verwurzelte Arbeitsgemeinschaften, die ja nicht nur arbeiten, sondern zu meist eine großartige Beziehungspflege betreiben.



Dieses Zukunftsmodell von Ökumene hatte schon der Ökumene-Beschluss der Würzburger Synode 1974 erkannt und entsprechend ein multilaterales Arbeiten empfohlen. Das wirkt sich heutzutage in der gelingenden Zusammenarbeit aus, etwa in der so akuten Flüchtlingsfrage. Über gewachsene ökumenische Kontakte ist es leichter geworden, Flüchtlingen gemeinsam zu helfen. Das zeigt sich genauso in der Friedensarbeit, sowohl praktisch als auch im Gebet und bei zahlreichen Gottesdiensten.

Es sind aber nicht nur die Ebenen praktischer Zusammenarbeit, die ein ökumenisches Weiter-Gehen zeigen, sondern auch die vereinbarten Dokumente. Die gemeinsame Taufklärung von elf ACK-Mitgliedskirchen 2007 in Magdeburg lässt uns klarer das „sakramentale Band der Einheit“ (vgl. UR 22) zwischen allen Getauften sehen. Praktische Konsequenzen daraus, wie z. B. die Anerkennung von Taufpaten aus den unterzeichnenden Kirchen, stehen noch aus – hier könnte man weiter gehen!

Dass Ökumene „unumkehrbar“ ist, wie Papst Johannes Paul II. schon 1995 in seiner Ökumene-Enzyklika „Ut unum sint“ feststellte, passt ebenfalls zu unserem Wegmotiv.

Wenn man ein Ziel vor Augen hat, kann man nicht umkehren, man bleibt dem Ziel treu. In einem „Dialog der Liebe und der Wahrheit“ – so wird der Dialog mit den Ostkirchen bezeichnet – sucht man das intensive Gespräch mit den getrennten Geschwistern und weiß dabei, dass diese tatsächlich Schwestern und Brüder im Glauben sind. Die Kirchenspaltungen, die „nicht ohne Schuld der Menschen auf beiden Seiten“ (UR 3) entstanden sind, kann man nur im Weitergehen und im weiter Gehen überwinden. Das Vorangehen und der erweiterte Horizont lassen uns erkennen, dass andere Konfessionen aus dem Geist Christi heraus ebenfalls „Mittel des Heils“ sind (UR 3). Wir begreifen, dass die Spaltungen nicht in die Wurzeln reichen, sondern dass wir eine gute Ausgangsbasis im Herrn und im Sakrament der Taufe haben.

Ein Weitergehen und weiter Gehen wird sich deshalb auch anlässlich des 500-jährigen Reformationsgedenkens zeigen können. Die Vorbereitungsgremien auf Welt- und Deutschlandebene denken z. T. intensiv darüber nach, wie eine „Heilung des Gedächtnisses“ („Healing of Memories“) möglich sein wird. Der Grundgedanke dazu ist, dass man an das erinnert, was Christen in der Vergangenheit einander angetan haben, dass Versagen, Schwächen und auch Verbrechen erinnert und aufgearbeitet werden und man miteinander bereit ist, Gott selbst um Verzeihung zu bitten. Sich der Vergebung von Schuld zu vergewissern, diese von Gott gemeinsam zu erbitten, ist nicht nur ein starkes Zeichen, sondern eine erneute Weitung des Horizonts: Die Einsicht, dass Christen unterschiedlicher Konfession aneinander schuldig geworden sind und der gegenseitigen Vergebung vor Gott bedürfen, lässt einen neuen Blickwinkel zu – ein weiterer Meilenstein auf dem Weg zur Einheit. Wenn nicht nur Diözesen und Landeskirchen sich an diesem Aussöhnungsprozess beteiligen, sondern auch viele Pfarreien und Gemeinden Verletzungen aus der Vergangenheit im Heute benennen und einander vergeben, werden sie selbst am gemeinsamen Weitergehen und weiter Gehen der Christen beteiligt sein.

Das Nachdenken darüber lohnt und solche Versöhnungsprozesse, ins Gebet gebracht und in ökumenischen Gottesdiensten verortet, lassen uns tatsächlich voranschreiten auf dem Weg zu der Einheit, die Jesus selbst im Abendmahlssaal für die Seinen erbeten hat (vgl. Joh 17,21).

1. Kappes, Michael, Oeldemann, Johannes (Hrsg.), Ökumenisch weiter gehen. Die Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils aufnehmen und weiterführen (2014). Das Heft ist im Buchhandel erhältlich, Einzellexemplare sind im Ökumenereferat verfügbar.

KONTAKT: DOMVIKAR DR. PETRO MÜLLER
ÖKUMENEREFERENT DER DIÖZESE WÜRZBURG, PFARRVIKAR DER PG WÜRZBURG-INNSTADT, PRIVATDOZENT FÜR DOGMATIK UND DOGMENGESCHICHTE AN DER KATHOLISCH-THEOLOGISCHEN FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT WÜRZBURG
PETRO.MUELLER@BISTUM-WUERZBURG.DE
WWW.OEKUMENE.BISTUM-WUERZBURG.DE

DIALOGE IN DER KIRCHE

EIN BLICK ZURÜCK IN DIE ZEIT DER ALTEN KIRCHE

PROF. DR.
HANS MARTIN WEIKMANN



Dialoge sind seit den frühesten Anfängen ein elementarer Bestandteil kirchlichen Lebens; erinnert sei an die Streitgespräche Jesu bei den Synoptikern und die dialogische Struktur der paulinischen Briefe. Sie dienen sowohl der Auseinandersetzung mit der Umwelt als auch der Klärung interner Meinungsverschiedenheiten; die Themen sind ebenso vielfältig wie die konkrete Ausgestaltung. Diskussionen, die tatsächlich stattgefunden haben, gehören ebenso dazu wie Dialoge als literarische Kunstform; bei Letzteren lässt sich nicht immer sicher entscheiden, ob ihnen wenigstens teilweise wirkliche Gespräche zugrunde liegen oder ob sie rein fiktiven Charakter haben. Einige wenige Beispiele mögen das verdeutlichen. Um die Mitte des 2. Jh. verfasste Justin den „Dialog mit dem Juden Tryphon“. In der ersten Hälfte des 3. Jh. setzte sich Minucius Felix in seinem Dialog „Octavius“ mit den Vorwürfen der Göttergläubigen gegen die Christen auseinander. Dem Ruhm einer neuen Form christlicher Lebensführung (Mönchtum) gelten die Dialoge des Sulpicius Severus über das Leben Martins von Tours (403/04) und die Dialoge Gregors

des Großen über Asketen in Italien, insbesondere den hl. Benedikt (593/94). Sogenannte Religionsgespräche wie das mit den nordafrikanischen Donatisten (Karthago 411) gewannen besondere Bedeutung im Zeitalter der Reformation; heute finden sie ihre Fortsetzung in den ökumenischen Dialogen.

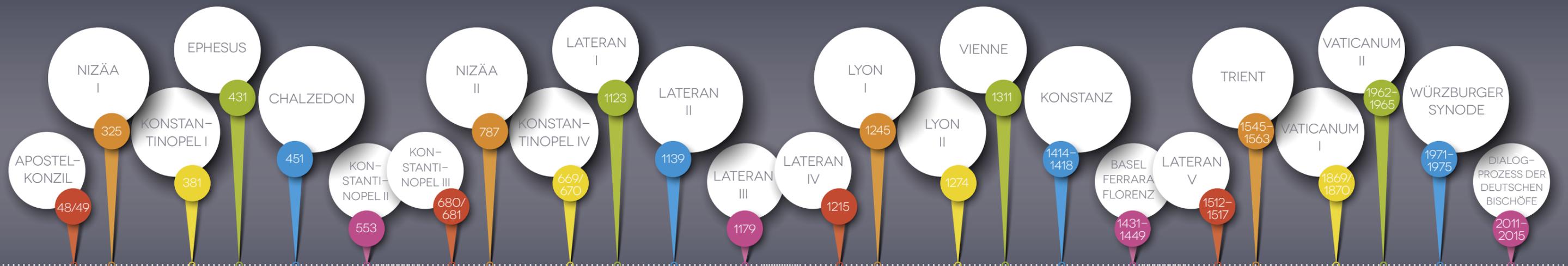
Schauplatz spannender Debatten und Kontroversen sowie sowohl gelingender als auch behinderter oder manipulierter und ausgesprochen missglückter Dialoge waren und sind die Synoden. Ein krasser Fall von verweigertem Dialog war das Konzil von Ephesus 431: Die Vertreter der beiden widerstreitenden Richtungen (Alexandrinern und Antiochenern) tagten in zwei getrennten Versammlungen, die sich gegenseitig die Rechtgläubigkeit absprachen. Nur ein zwei Jahre später in einem Briefwechsel zwischen den „Chefs“ gefundener fragiler Kompromiss ermöglichte letzten Endes doch noch die Rezeption einzelner Entscheidungen als drittes ökumenisches Konzil.

Wie wichtig es ist, auch bei sehr kontroversen Debatten einander genau zuzuhören und im Zweifelsfall nachzufragen, was der andere eigentlich wirklich denkt, statt gleich bei der ersten vermeintlich falschen Formulierung die Schotten dicht zu machen und den Gesprächspartner in eine bestimmte Schublade auszusortieren, zeigt das Beispiel einer Synode in Alexandria im Jahr 362, die – heute nur noch Fachleuten geläufig – ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zur Ausformulierung des trinitarischen Dogmas war. Christen glauben an den dreieinen Gott, der einer ist in seinem Wesen, aber unterschieden in drei Personen; im Griechischen stehen dafür die Begriffe „ουσία“ (Usia) und „ὑπόστασις“ (Hypostase). Doch deren genaue Abgrenzung gegeneinander war keineswegs von Anfang an klar. So hatte das Konzil von Nizäa 325, das sich mit der Frage zu beschäftigen hatte, ob Christus genauso und im gleichen Sinne Gott ist wie der Vater, im Anhang zu dem von ihm verabschiedeten Glaubensbekenntnis ausdrücklich diejenigen verurteilt, die behaupteten, der Sohn sei „aus einer anderen Usia oder einer anderen Hypostase“ als der Vater, also die beiden Begriffe eher synonym gesehen. In den danach folgenden Auseinandersetzungen – nach dem Konzil ist immer vor dem Konzil! – beschloss eine Synode in Antiochien 341, man müsse von drei Hypostasen sprechen, wenig später (342/43) eine Synode in Serdika, man dürfe nur von einer einzigen Hypostase oder Usia sprechen. Dass sich die Kaiser mal auf die eine, mal auf die andere Seite schlugen und Bischöfe ins Exil schickten, wenn sie ihre Zustimmung zu Kompromissformeln verweigerten, die unter anderem versuchten, den Gebrauch solcher Begriffe als unbiblich zu verbieten (Sirmium 359), machte die Sache nicht einfacher. Kaiser Julian (361–363), der das Christentum zurückdrängen und die althergebrachte Götterreligion wieder einführen wollte – deshalb später Apostata (der Abtrünnige) genannt –, ließ alle exilierten Bischöfe wieder aus der Verbannung zurückkehren, wohl in der Hoffnung, dass sein Vorhaben leichter zu realisieren sei, wenn sich die Christen rettungslos untereinander zerstritten und zerfleischten. Auch Athanasius, ein rigoroser Verfechter des Bekenntnisses von Nizäa, konnte in seine Bischofsstadt Alexandria zurückkehren und hielt dort die schon erwähnte Synode ab, über die wir durch das vermutlich von ihm

selbst verfasste Synodalschreiben ganz gut Bescheid wissen. Sie führte allerdings ganz im Gegenteil nicht zu einer weiteren Verschärfung des Streits, sondern eben durch genaues Nachfragen vielmehr zu einer Annäherung der unterschiedlichen Positionen. Man kam zu dem Ergebnis, dass man sehr wohl von drei Hypostasen sprechen könne, ohne damit automatisch dem Vorwurf ausgesetzt zu sein, Abstufungen bei den göttlichen Personen vorzunehmen und sie einander unterzuordnen wie die „Ariomaniten“ (dem Wahnsinn des Arius Verfallene). Umgekehrt könne man durchaus von nur einer Hypostase sprechen, ohne damit sofort im Verdacht zu stehen, die Eigenständigkeit der drei göttlichen Personen zu leugnen und in ihnen nur verschiedene Erscheinungsweisen Gottes im Laufe der Heilsgeschichte zu sehen (was in letzter Konsequenz hieße, dass Gott Vater am Kreuz starb; sog. Modalismus). Es war ein vorläufiges Ergebnis, und ganz befriedigend war es wohl nicht, dass man die sachliche Übereinstimmung nicht auch in einer gemeinsamen Sprechweise ausdrücken konnte. Es vergingen noch einmal fast zwei Jahrzehnte und es bedurfte weiterer theologischer Denkarbeit, bis auf dem Konzil von Konstantinopel (381), das als zweites ökumenisches Konzil gezählt wird, die bis heute gültige Formulierung gefunden wurde.

Dass unterschiedliche Sprechweisen nicht notwendig einen Dissens in der Sache bedeuten, scheint eine vergleichsweise banale Einsicht zu sein. Im Eifer des Gefechts aber wird sie leider nicht selten vergessen.

KONTAKT: PROF. DR. HANS MARTIN WEIKMANN
KATHOLISCHE HOCHSCHULE NRW, ABT. PADERBORN,
FB THEOLOGIE
HM.WEIKMANN@KATHO-NRW.DE





WORAUF WARTEN SIE? GEHEN SIE HINAUS!

DR. GABRIELE
LAUTENSCHLÄGER



INTERRELIGIÖSER DIALOG ALS EINE PASTORAL DER HINTERHÖFE

In einer Predigt¹ fordert Jorge Mario Bergoglio im März 2005 die Gläubigen auf: „Fassen Sie Mut und denken Sie die Pastoral und die Katechese von den Rändern her, denken Sie an diejenigen, die am weitesten entfernt sind, die in der Regel nicht in die Kirche gehen (...) Kommen Sie aus Ihren Löchern! (...) Kommen Sie aus der Sakristei, dem Pfarrbüro, den VIP-Lounges, gehen Sie hinaus! Praktizieren Sie eine Pastoral der Hinterhöfe, der Türen, der Häuser, der Straße. Worauf warten Sie noch? Gehen Sie hinaus!“ Mein erster Besuch einer Moschee als Beauftragte für Interreligiösen Dialog führte mich in einen der Hinterhöfe im Bahnhofsviertel in Aschaffenburg. Das anfänglich beklemmende Gefühl war zwar schnell gewichen angesichts der Gastfreundschaft, die mich hier erwartete. Umso eindringlicher aber stellte sich mir die Frage: Islam in Deutschland – ist das eine Religion der sozialen Unterschichten? Ein Fall für Integrationspolitiker und Sicherheitsbehörden? Zielscheibe rechtspopulistischer Agitation? Islam in Deutschland – ist das nur eine gesellschaftliche Herausforderung oder auch eine Anfrage an die Glaubwürdigkeit christlicher Verkündigung?

Mit einer Handvoll interessierter Christen und Muslime fand im Januar 2005 ein erstes Dialogtreffen statt. Wir verzichteten

auf Werbung in den Medien, sondern nutzten unsere persönlichen Kontakte, um uns erst einmal im kleinen Kreis persönlich näher kennen zu lernen und diesen dann allmählich zu erweitern. Bald kamen Mitglieder der Bahai-Gemeinde, später auch der Aleviten hinzu. Dies waren Gläubige verfolgter Minderheiten. Und nun wurde es richtig spannend.

HINDERNISSE UND GRENZEN DES DIALOGS

Nicht genug damit, dass es zwischen manchen Moschee-Vereinen beträchtliche kulturelle und ideologische Differenzen gab. Vielmehr zeigte sich, dass auch andere politische und soziale Konflikte der Herkunftsländer bei unseren interreligiösen Treffen immer mit am Tisch saßen. Zudem boten sprachliche Barrieren, unterschiedliche Bildung und strukturelle Schief lagen innerhalb des Gesprächskreises Reibungsflächen: etwa durch das ungleiche Verhältnis von Mehrheiten und Minderheiten, Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, Experten und Laien. Doch es lagen und liegen noch andere Hindernisse auf den verschlungenen Pfaden und Wegen des interreligiösen Dialogs:

„Ungenügende Verwurzelung im eigenen Glauben“ wird vom päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog bei der Frage nach Hindernissen an erster Stelle genannt.

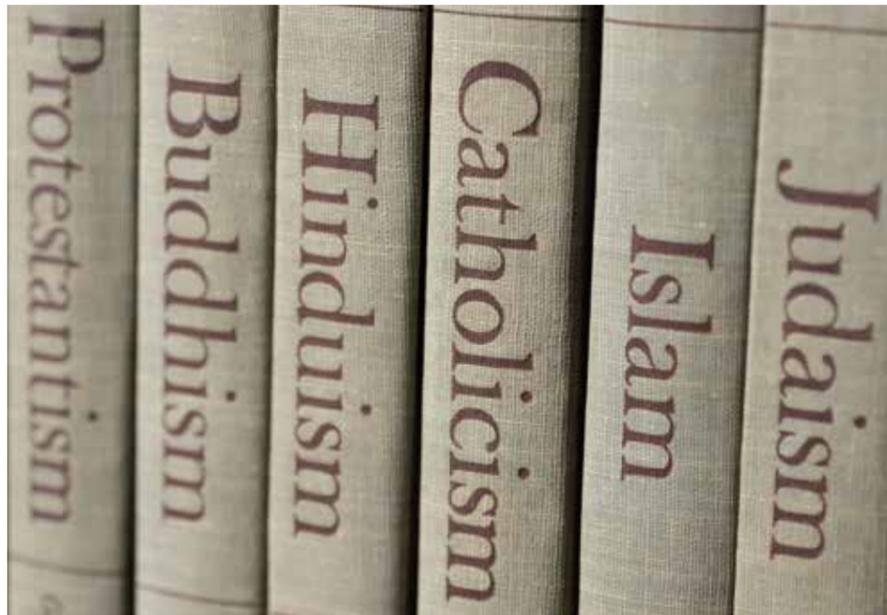
Das mag zunächst verwundern. Tun sich die weltanschaulich Indifferenten, Bindungsscheuen oder Gleichgültigen im pluralen Umfeld einer globalisierten Welt nicht leichter? Offensichtlich nicht! Ähnlich wie es nur dann sinnvoll ist, fremde Sprachen hinzu zu lernen, wenn auch die Kommunikation in der Muttersprache gepflegt wird, muss der eigene Glaube gut geerdet sein. Das heißt, er muss sich von lebendigen Wurzeln getragen wissen und daraus seine Kraft schöpfen. Dann kann man sich anderen Überzeugungen öffnen, ohne die eigene Identität dadurch zu schwächen oder zu verlieren. Ein Glaube, der gut verwurzelt ist, kann durch die Begegnung und Auseinandersetzung mit anderen sogar wachsen und sich vertiefen. Er kann durch die Fragen und In-Frage-Stellungen der Andersgläubigen dazu motiviert werden, den Schatz der eigenen Religion neu zu bedenken und zu vertiefen. Anders ist es, wenn sich religiöse Überzeugungen nur an der Oberfläche festmachen: an institutionellen Strukturen, an zeitbedingten kulturellen Erscheinungsformen oder am Buchstaben starrer Formeln. Dann sind mit der Erfahrung des ganz Anderen und des Fremden oftmals Ängste, Verunsicherungen und Infragestellungen der eigenen Identität verbunden. Der interreligiöse Dialog erscheint dann entweder wie ein Verrat an der eige-

nen Glaubensüberlieferung oder er begnügt sich auf der unverbindlichen Wohlfühl-Ebene mit dem Austausch von Banalitäten.

Damit hängt schließlich noch eine weitere Erfahrung zusammen: Religionsfreiheit ist kein Schutzrecht gegen Kritik oder Provokation. In Gesprächen zwischen Mitgliedern verschiedener Religionsgemeinschaften ist es allerdings oftmals so, dass die einen (zumeist die Minderheiten) zur Verteidigung und positiven Darstellung ihrer Religion neigen; die Vertreterinnen und Vertreter der Mehrheit hingegen zur Selbstkritik und Selbstrelativierung. Ziel sollte es sein, solche Rollenkonstellationen zu überwinden. Es sollte möglich sein, beiderseitig selbstkritische Gespräche zu führen. Denn die dialogische Qualität interreligiöser Beziehungen erweist sich nicht zuletzt darin, ob und inwieweit sie Meinungsverschiedenheiten verträgt. Sie ist durch den redlichen Umgang mit Konflikten gekennzeichnet; weder durch Hetze oder unversöhnliches Streiten noch durch faule Kompromisse oder falsches Harmonisieren.

Eine „Pastoral der Hinterhöfe“, die von den Rändern her denkt, fragt jedoch nicht nur nach einem im Licht der Vernunft begründeten Glauben. Sie wird immer auch mit der Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Gerechtigkeit konfrontiert werden.

Inzwischen ist eine der Moschee-Gemeinden aus dem Hinterhof im Bahnhofsviertel weg in ein Gewerbegebiet gezogen. Als sie für den Umbau des ehemaligen Lagerhauses auch die Genehmigung für ein kleines Minarett beantragten, sorgte das über die Stadtgrenzen hinaus für Aufsehen. Leserbriefe füllten die Seiten der Tagespresse, die Muslime wurden mit Schmäh- und Drohbriefen überschüttet und bei einer Informationsveranstaltung zu dem geplanten Umbau hatten sich unter anderem auch Rechtsradikale aus dem ganzen Bundesgebiet eingefunden. Die Aufregung galt dem Bauantrag für ein kleines Minarett, das nicht begehbar und nicht für den Gebrauch bestimmt sein sollte. Es sollte lediglich als ein Zeichen dafür dienen, dass es sich bei diesem Gebäude, mitten im Gewerbegebiet, um ein muslimisches Haus des Gebetes handelt. Die Heftigkeit der



Abwehrreaktionen zeigte, wie tief verankert der soziale und kulturelle Ausschluss des Islam in Teilen der Bevölkerung ist. Da ist es gut, wenn couragierte Bürgerinnen und Bürger auf der Basis christlicher Werteordnung dem etwas entgegenzusetzen wissen.

Wer den Weg aus der Sicherheit und religiösen Selbstgenügsamkeit hinaus in die Hinterhöfe wagt, in die Privatwohnungen und Gewerbegebiete der außerchristlichen Minderheiten in unserem Land, muss sich deshalb auf Überraschungen gefasst machen. Denn er erfährt vielleicht das eine oder andere heilsame Korrektiv. Indem er sich vom Anderen her beschenken lässt, erkennt er in dessen materieller Not und Ausgrenzung die eigene spirituelle Bedürftigkeit und Zerbrechlichkeit wieder.

Im zehnten Jahr des Aschaffener interreligiösen Gesprächskreises hatten wir einen Fragebogen verschickt. Viele äußerten den Wunsch, bei kirchlichen Anlässen wie zum Beispiel Einführungen oder Verabschiedungen von Gemeindeleitern, Kindergarten-Einweihungen, Neujahrsempfängen oder Pfarrei-Festen auch die Vorstände der außerchristlichen Gemeinden dazu einzuladen, die zum Pfarreibereich gehören und ihnen zu besonderen religiösen Feiertagen Glückwünsche zu übermitteln. So einfach können erste Schritte einer „Pastoral der Hinterhöfe“ sein, die von den Rändern her denkt.

1. Predigt an Katecheten EAC veröffentlicht in: Jorge Mario Bergoglio/ Papst Franziskus, Die wahre Macht ist der Dienst, Freiburg 2014.

2. Dialog und Verkündigung. Überlegungen und Orientierungen zum Interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi, hrsg. vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog. Kongregation für die Evangelisierung der Völker. In: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 102, 19. Mai 1991, Abs. 51-54.

KONTAKT: DR. GABRIELE LAUTENSCHLÄGER
INTERRELIGIÖSER DIALOG
GABRIELE.LAUTENSCHLAEGE@BISTUM-
WUERZBURG.DE
WWW.IRD.BISTUM-WUERZBURG.DE

GUTEN MORGEN, LIEBER GOTT!

Die vorliegende Veröffentlichung ist das Ergebnis eines Projektes von Mitgliedern des Interreligiösen Gesprächskreises in Schweinfurt. Unter dem Dach des Interkulturellen Begegnungszentrums (IBF e.V.) haben sich Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und Nationen, Gläubige aus fünf Religionen und verschiedenen Konfessionen zusammen gesetzt, haben über ihren Glauben, ihre Wertvorstellungen und Erziehungsziele gesprochen.

Unterstützt von der Dialogbeauftragten des Bistums Würzburg ist eine Sammlung von Texten, Bildern, Gebeten, Liedern, Spielen und Rezepten herausgekommen. Die Erwachsenen können auf diese Weise Einblick in die religiösen Grundlagen der verschiedenen Religionen und ihrer Feiertage im Jahreskreis gewinnen. Und sie sollen ermutigt werden, die eine oder andere Anregung aufzugreifen, um gemeinsam mit Kindern – spielerisch und mit allen Sinnen – die eigene Religion wieder neu zu entdecken.

Herausgeber: Interreligiöser Gesprächskreis Schweinfurt

Guten Morgen, lieber Gott!
Religiöse Geschichten, Kindergebete, Bilder und Lieder für Kinder und Erwachsene. Mit Beiträgen aus 5 Religionen.

Format: 21,5 x 21,5 cm
96 Seiten, gebunden, farbig illustriert
Preis: 12,90 Euro
ISBN 978-3-00-047561-0

Erhältlich im Buchhandel oder direkt beim Interkulturellen Begegnungszentrum für Frauen e.V. in Schweinfurt, Obere Straße 14, 97421 Schweinfurt. kinderbuch@ibf-schweinfurt.de oder interreligioeser.dialog@bistum-wuerzburg.de



BISCHOF
DR. FRIEDHELM HOFMANN



KUNST UND KIRCHE IM DIALOG

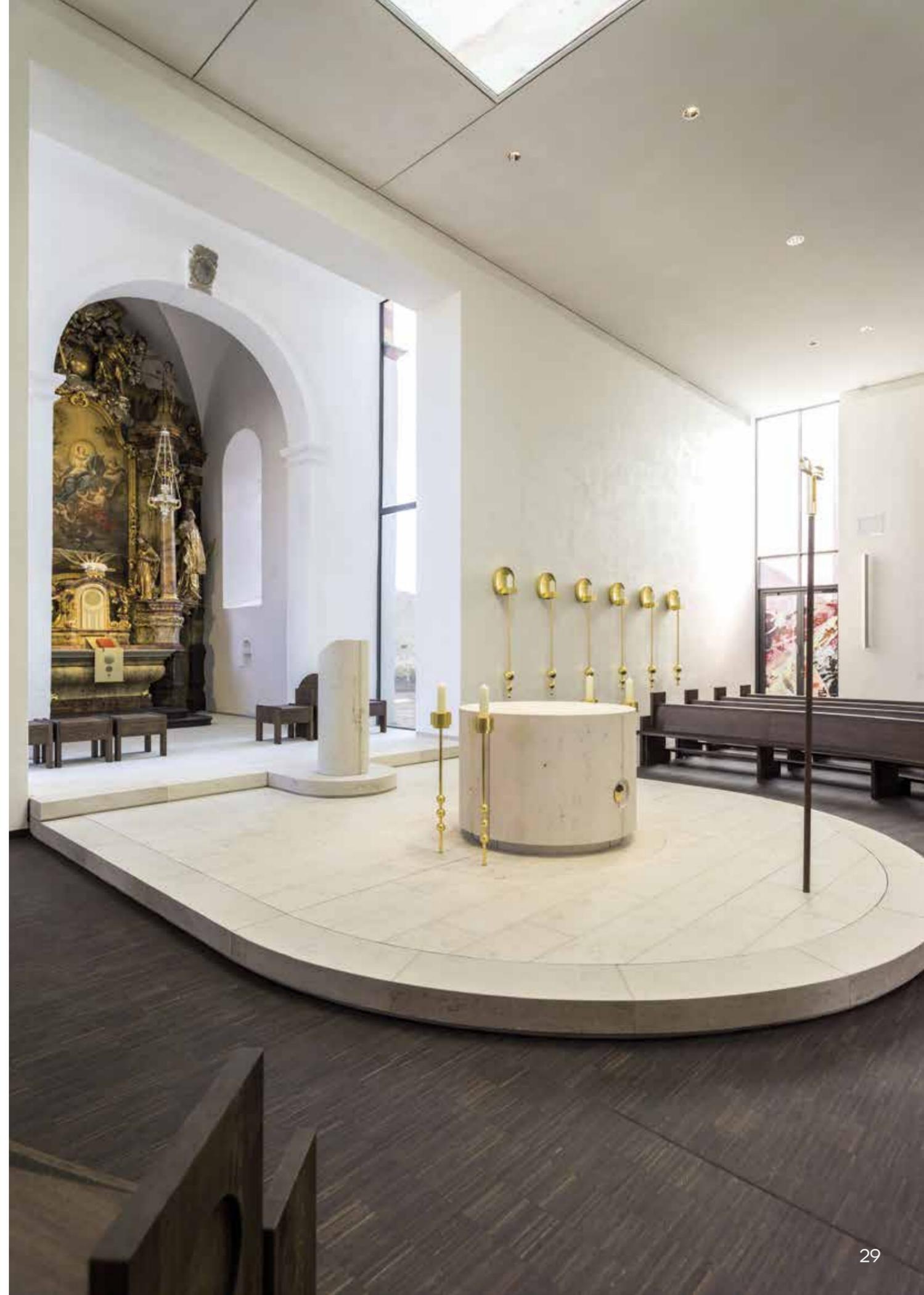
SIND „KIRCHE UND MUSEEN – ZWEI UNGLEICHE GESCHWISTER“ WURDE IN EINER ÜBERSCHRIFT 1995 GEFRAGT. HABEN SICH DIE KÜNSTE MIT BEGINN DER NEUZEIT AUS DEM IN-DIENST-GENOMMEN-SEIN DURCH DIE KIRCHE ENDGÜLTIG GELÖST UND VERSPERREN SIE SICH – AUTONOM GEWORDEN – EINEM DIALOG MIT DER KIRCHE?

Warum aber kommt der Kunst in der Kirche ein so großer Stellenwert zu? Weil das Kunstwerk unmittelbar und direkt am Schöpfungswerk Gottes teilhat! Der Künstler Richard Seewald postulierte: „Der Anfang der Kunst liegt in ihrer Bestimmung, religiöse Glaubensinhalte sichtbar zu machen, und zwar durch Wiedergabe sichtbarer Dinge“. Jegliche echte Kunst besitzt etwas von der Unmittelbarkeit des göttlichen, schöpferischen Tuns. Kunst in der Kirche geht sogar noch darüber hinaus: Sie ist zugleich auch Trägerin der Verkündigung und nicht nur Schmuck.

Der sich insgesamt als autonom definierende zeitgenössische Mensch steckt heute in einer Krise der Selbstfindung. Es ist deshalb notwendig, Standorte zu bestimmen. Das Zweite Vatikanische Konzil versucht im letzten Kapitel der Konstitution über die Heilige Liturgie theologische Grundgedanken aufzustellen, die für Künstler richtungsweisend sein wollen: „Zu den vornehmsten Betätigungen der schöpferischen Veranlagung des Menschen zählen mit gutem Recht die schönen Künste, insbesondere die religiöse Kunst und ihre höchste Form, die sakrale Kunst. Vom

Wesen her sind sie ausgerichtet auf die unendliche Schönheit Gottes, die in menschlichen Werken irgendwie zum Ausdruck kommen soll, und sie sind umso mehr Gott, seinem Lob und seiner Herrlichkeit geweiht, als ihnen kein anderes Ziel gesetzt ist, als durch ihre Werke den Sinn der Menschen in heiliger Verehrung auf Gott zu wenden“ (SC 122). Hieran muss sich die kirchliche Kunst messen lassen.

Mit Recht hat daher Papst Johannes Paul II. bei seinem ersten Deutschlandbesuch 1980 zu den im Münchener Herkulesaal versammelten Künstlern und Publizisten gesagt: „Wenn die Kirche auf das ‚Aggiornamento‘ bedacht ist, auf das Heutigwerden des christlichen Glaubens, seiner Weisungen und Verheißungen, dann ist zu sagen: Nirgends wird die Situation, das Lebensgefühl, aber auch der Fragehorizont des heutigen Menschen so eindrucksvoll dargestellt wie in der heutigen Kunst und Publizistik. Darauf ist die Kirche verwiesen und angewiesen. Wenn der christliche Glaube als Wort und als Antwort für die Menschen vermittelt werden soll, dann müssen die Fragen dazu genannt und bewusst gemacht werden. – Die Kirche braucht die Kunst.“





WER ALSO HEUTE BEHAUPTET, KUNST UND KIRCHE HÄTTEN EINANDER NICHTS ZU SAGEN, GEHT SCHLICHTWEG AN DER REALITÄT VORBEI.

Wer Kunst nicht nur oberflächlich rezipiert, sondern die in ihr verborgenen Sinn-Ebenen erspürt, erfährt ihre Suche nach Wahrheit, nach dem ganz Anderen, nach Gott. Hier hinein kann die christliche Botschaft den Heilswillen Gottes verkünden und damit eine Dimension eröffnen, die aus menschlicher Sinnsuche heraus allein nicht erschlossen werden kann. Auch heute sind Kirche und Kunst keine Gegensätze, sondern aufeinander bezogene Wege zur Wahrheit.

Dennoch wird leider innerkirchlich Kunst nicht ausreichend berücksichtigt. Die Überbetonung des Intellektuellen, die unsere kirchliche Kultur an manchen Stellen prägt, muss abgebaut werden. Alle, die am Verkündigungsauftrag der Kirche teilhaben, sollten nicht nur oberflächlich von der Notwendigkeit künstlerischer Fragen überzeugt sein. Der Glaube ist nämlich ohne die Ausdrucksformen der Sprache, der Musik, der Architektur und der bildenden Kunst zu leicht formelhaft und leer. Außerdem ist eine Partizipation an der zeitgenössischen Kunst und Kultur für jeden in der Verkündigung Stehenden ein unverzichtbarer Erfahrungshorizont seismographisch deutlich gemachter gesellschaftlicher Vorgänge.

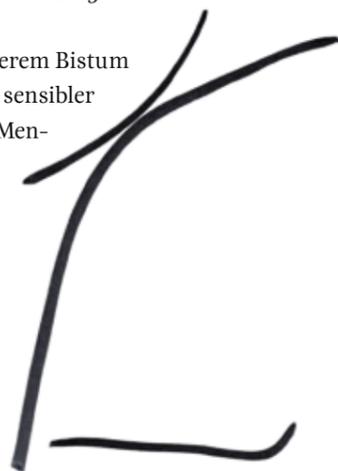
Um das Gesamte der Kunst als Inkulturation des Glaubens in den heutigen Lebensvollzug der Kirche einbinden zu können, ist es somit notwendig, die vor Ort bestehende Kunst wahrzunehmen. Jeder Ortspfarrer sollte um den ihm überlieferten Schatz der Kunst wissen. Dazu gehört, dass er sich mit der Entstehungsgeschichte seiner Kirche und den in der Kirche befindlichen Kunstwerken auseinandersetzt. Jeglicher Kirchenbau sowie das einzelne sakrale Kunstwerk und Gerät sind Verkünder des Glaubens, transportieren und entschlüsseln den Glauben der Kunstschaffenden für unsere Zeit. Christliche Kunstwerke sind geronnener Glaube, die die Kraft der Verkündigung in sich tragen. Es gilt aber nicht nur das überkommene Erbe zu wahren und in der Liturgie und Katechese aufzuschlüsseln, sondern es geht auch darum, verantwortungsgemäß mit zeitgenössischer Kunst umzugehen. Theologen, Katecheten und Religionslehrer sollten Einblick in die gegenwärtigen aktuellen Konzeptionen und Fragestellungen der Kunst nehmen, sowie für damit zusammenhängende liturgische Probleme sensibilisiert werden. Dazu brauchen sie allgemeine Grundkenntnisse

der Architektur, Kunst, Musik und Literaturgeschichte, sowie deren Methoden und Grundbegriffe einer theologischen Ästhetik. Dazu sollten aber auch Besuche in Ateliers, von Vernissagen, Autorenlesungen, Museen, Theatern und anderen kulturellen Ereignissen treten. Gerade auch in unserem Bistum gibt es dazu ja vielfältige Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit alter und neuer Kunst, die bereichernd sein können. Ich möchte dazu nur auf unsere reiche und vielfältige kirchliche Museumslandschaft verweisen.

Um Kunst und Kirche wieder neu ins Gespräch miteinander zu bringen und um Impulse für einen zeitgemäßen Diskurs zu geben, hat die Deutsche Bischofskonferenz heuer aus Anlass des 50. Jubiläums des Zweiten Vatikanischen Konzils das Kunstprojekt „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ gestartet. Es ist angeregt von der Konzilskonstitution „Gaudium et Spes“ und will zeigen, dass Glaube und Alltag eng miteinander verwoben sind. Das Projekt wird daher dezentral in der Bundesrepublik sowie an ungewöhnlichen Orten durchgeführt.

Auch Würzburg ist einer der Kunstorte. Das Rudolf-Virchow-Zentrum der Universitätsklinik wird eine Installation der Künstlerin Pinar Yoldas sowie medienübergreifende Werke von Ulla von Brandenburg beherbergen. Janet Grau arbeitet mit Wissenschaftlern des Zentrums sowie Jugendlichen zusammen. Der Künstler Kerim Seiler hingegen wird das Thema des Projekts im Stadtraum verorten. Die vier Künstlerinnen und Künstler sind international renommiert und wollen mit „SIGNALWEGE“, so der Titel der Begegnung von Kunst und Wissenschaft hier in Würzburg, Impulse der aktuellen Kunstszenen in weitere Kreise von Kirche und Gesellschaft hineinbringen und Fragen nach Begegnung von Wissenschaft und Glaube ermöglichen. Das Projekt findet vom 22. Mai bis zum 18. Oktober 2015 statt.

Ich freue mich, wenn es in unserem Bistum eine starke Resonanz findet. Je sensibler wir die Probleme der heutigen Menschen erfassen, desto effektiver kann die Botschaft Jesu zum Leuchten kommen.



KONTAKT: BISCHOF DR. FRIEDHELM HOFMANN
BISCHOF@BISTUM-WUERZBURG.DE
WEITERE INFORMATIONEN UNTER:
WWW.DBK.DE/KUNSTPROJEKT/HOME

INTERVIEW



WEIHBISCHOF
ULRICH BOOM



„DIE PASTORALEN HERAUSFORDERUNGEN DER FAMILIE IM KONTEXT DER EVANGELISIERUNG“

FRAGEN ZUR BISCHOFSSYNODE

Sie haben als Leiter der Hauptabteilung Seelsorge die Familiensynode in Rom verfolgt. Was hat Sie am meisten beeindruckt?

Papst Franziskus sagt in der Grußadresse zur Eröffnung der Synodenberatungen am 6. Oktober 2014, um was es geht bei einem solchen Treffen: „Alles, was sich jemand zu sagen gedrängt fühlt, darf mit Freimut ausgesprochen werden ... ohne menschliche Rücksicht, ohne Furcht! Und zugleich soll man in Demut zuhören und offenen Herzens annehmen, was die Brüder sagen. Mit diesen beiden Geisteshaltungen üben wir die Synodalität aus.“ Beeindruckend ist die Ermutigung, die Papst Franziskus gibt, zu-

gleich aber auch, dass er das ganze Volk Gottes einlädt, in Freiheit und Demut auszusprechen, was auf dem Herzen liegt. Dass wir in vielerlei Beziehung noch nicht die Wege gefunden haben, wie Meinungen von über 1,2 Milliarden Menschen zu bündeln sind, ist verständlich. Dass es unterschiedlichste Zugänge gibt bei so vielen Völkern und Nationen, ist leicht einsehbar.

Wie sieht Ihr persönliches Resümee aus zum Abschlussdokument und den erneuten Fragen zur Fortsetzung der Synode im Oktober 2015? Worin erkennen Sie die von Papst Franziskus geforderte „pastorale Wende“?

Wenn die außerordentliche Vollversammlung der Bischofssynode am Ende über Ehe und Familie von einem lichtvollen Abenteuer spricht, dann ist damit schon gesagt, dass Ehe und Familie nicht etwas statisch Festes ist, sondern alles ist ein Werden, ist Prozess. Partner sind nicht von Anfang an ein Ehepaar im weitesten Sinne, sie werden eines, wie Familie immer im Werden ist, wie Kirche im Werden ist. Zum Werden gehört Wandlung und diese ist zu begleiten. Nicht, dass dies vor Papst Franziskus nicht bekannt gewesen wäre. Papst Franziskus hat es neu in den Fokus unseres Handelns gestellt. Immer weiter gehen, aber beim Gehen immer im Gespräch bleiben. Wahrlich ein Abenteuer. Wir haben ein Ziel vor Augen, aber der Weg muss täglich neu angegangen werden.

Auf der einen Seite gibt es ein katholisches Eheideal und auf der anderen Seite unterschiedlichste Beziehungsformen, die abseits dieses Ideals gelebt werden. Welche pastoralen Möglichkeiten sehen Sie angesichts dieser Spannung?

Zu unserem Leben gehören Ideale. Das gilt auch für Ehe und Familie. Wir wollen das Beste, oft das Allerbeste. Der Alltag lehrt uns, dass wir in der Regel hinter dem Anspruch zurückbleiben. So wird schnell der gelebte Alltag zur Norm. Ein Weg liegt immer in dieser Spannung. Mir ist es eine Hilfe, nicht zuerst den Anspruch zu sehen, sondern den Zuspruch, den das Ideal und das alltägliche Leben schenken. Zum Beispiel, was im Blick auf Liebe, Verantwortung und Treue angesprochen wird, und auch schon im Alltag, gewiss fragmentarisch gelebt wird. Unser Leben ist und bleibt Stückwerk. Was gelebt wird, ist in diesem Sinn zu würdigen. Das Stück Liebe, Verantwortung füreinander, die Treue und das Vertrauen, das da ist, ersehnt wird.



Welche konkreten Aufgabenfelder ergeben sich daraus für die Hauptabteilung Seelsorge?

In der Hauptabteilung Seelsorge gibt es viele Stellen, die sich um die Begleitung von Ehe und Familie kümmern, z. B. die Familien-seelsorge, der Familienbund, die Ehe-, Familien- und Lebensberatung an vielen Orten in unserer Diözese. In vielen Verbänden ist das Anliegen Thema. Diakonische Pastoral berührt dieses Thema immer. Auch in vielen Bereichen der Caritas werden hier Hilfen gegeben. Es gilt, die Priester und die pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aber auch die Gläubigen vor Ort gut zu qualifizieren, damit sie bewährte Begleiter in diesen Lebensfragen sind für die Betroffenen. Oft ist es wichtig, erst einmal zu bestärken und zu loben, für das, was gelingt. Das ist oft mehr als das, was auch an Schwierigkeiten da ist. Je mehr wir das Leben sehen, wie es ist, desto eher finden wir auch Wege, die zu gestalten sind. Dies fängt schon in der Vorbereitung auf ein Ehe- und Familienleben an. In diesem Punkt haben wir viel Handlungsbedarf.

In Vorbereitung auf die Familiensynode in Rom im Oktober letzten Jahres formulierte die Deutsche Bischofskonferenz „Theologisch verantwortbare und pastoral angemessene Wege zur Begleitung wiederverheirateter Geschiedener“. Diese wurden nach der Familiensynode im November auch veröffentlicht. Sie schließen mit der Frage, ob eine mögliche Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zu den Sakramenten unter bestimmten Voraussetzungen möglich wäre.

Es gibt ja heute schon Möglichkeiten, wie zu helfen ist. Ich glaube nicht, dass es die allgemeine Regelung für alle gibt. Differenzierte Lösungen, die dem Einzelfall gerecht werden, wenn die Ehe nicht annulliert werden kann, sind da erforderlich. Es müssen Wege zu den Sakramenten als Quelle der Kraft in solchen Situationen möglich sein. Das Sakrament der Versöhnung, der Buße z. B. will doch aufrichten, neu orientieren und einen Neuanfang schenken, wenn Lebenswege sich falsch oder als gescheitert erwiesen haben. Ehe, Familie, Beziehungen sind immer ein lebenslanger Lernprozess. Es gilt, das Gespräch zu suchen untereinander als Betroffene und mit den Menschen, die helfen können, dass das Leben gelingt. Sakramente sind ja nicht Belohnung für vollbrachte Leistungen, sondern ein Geschenk, das Gott in der Kirche gibt, damit mein Leben immer mehr gelingt. Die Eucharistie z. B. ist immer ein Mahl der Sünder. Zu Jesus Christus komme ich mit und in meinem Scheitern und Versagen. Bei unseren Fragen geht es nicht um die Aufhebung der Unauflöslichkeit der Ehe. Die Ehe ist Zeichen für die Treue Gottes. Sie ist aber auch ganz irdische und menschliche Angelegenheit und Eheleute, Menschen bleiben unvollkommen und fehlbar. Darüber gilt es zu sprechen, wenn die Synode in Rom sich im Herbst wieder trifft und den Fragen über „Die Berufung und Sendung der Familie in Kirche und Welt heute“ nachgeht. Nicht der Federstrich oder die Unterschrift des Papstes unter ein Dokument werden im Letzten die Regelungen bringen, sondern das Gespräch, der Dialog.

Was wünschen Sie sich von Ihren pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, wenn es um einen pastoral verantwortbaren Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen geht?

Vor allem von unseren Priestern, aber auch allen anderen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wünsche ich mir, dass sie erst einmal viel hören und sehen bei den Menschen, sie verstehen. Verstand kommt von verstehen. Die Not zu spüren, heißt auch immer, die Not bei sich als Seelsorgen zuzulassen und an sich heranzulassen. Wo Menschen uns ihr Herz ausschütten und geben, müssen wir als Seelsorger unsere Herzen öffnen. Ein herzlicher Umgang miteinander verträgt keine Beliebigkeit und Verallgemeinerung. Die Wege des Herzens und Verstandes sind keine Autobahnen und Schnelltrassen, sondern oft Such- und Umwege. Der leichte Weg ist leicht der falsche Weg für alle.



Sie waren lange Zeit und gerne Pfarrer, was gab Ihnen Orientierung in dieser Frage?

Das Kanzelwort und die Verlautbarung waren nie mein Ding. Ich habe immer versucht, und das gilt auch noch heute, den Menschen zu verstehen. Das heißt ja nicht, dass ich alles für mich auch gutheißen muss. Zum Verständnis für- und miteinander komme ich durch das Gespräch. Ob das immer befriedigend ist, bleibt eine Frage. Zu den vielen Stimmen gehört gewiss auch die Stimme des Gewissens. Sie ist im Dialog mit einzubringen. Im Gespräch haben wir immer Wege gefunden. Eine wichtige Wegweisung ist und bleibt für mich immer auch das Gebet. Es ist die beste Orientierungshilfe. Ich nehme Menschen in mein Herz, so gut es geht, und lege sie Gott ans Herz, nicht um sie dort abzugeben, sondern um zu erfahren, was mir aufgegeben ist.

ICH NEHME MENSCHEN
IN MEIN HERZ, SO GUT ES GEHT,
UND LEGE SIE GOTT ANS HERZ,
NICHT UM SIE DORT ABZUGEBEN,
SONDERN UM ZU ERFAHREN,
WAS MIR AUFGEgeben IST.

Flyer zum Download unter: www.dbk.de

KONTAKT: WEIHBISCHOF ULRICH BOOM
WEIHBISCHOF@BISTUM-WUERZBURG.DE

WEGE SUCHEN IN UNSERER ZEIT

DIE BERATUNGSPROZESSE ZUM THEMA „EHE UND FAMILIE“

Doch, es geht voran. Seit sich die Kirche im 2. Vatikanischen Konzil wieder neu als „Volk Gottes unterwegs“ versteht, ist einiges in Bewegung gekommen.

Nicht schnell – die Kirche ist eine große Institution und auch hier gilt das physikalische Gesetz der Trägheit – aber doch spürbar auf dem Weg. Auf diesem Weg gemeinsam eine gute Richtung zu finden, ist gar nicht so leicht. Mit der Außerordentlichen Bischofssynode zum Thema Ehe und Familie hat die Kirchenleitung versucht, Wege und Wegweisung für unsere Zeit zu finden, indem sie die Betroffenen selbst befragt hat.

Im Vorfeld der Familiensynode im Herbst 2014 wurden Stellungnahmen und Einschätzungen aus den Bistümern der ganzen Welt erbeten. Die Stellungnahme im Bistum Würzburg setzte sich zusammen aus den betreffenden schriftlichen Eingaben im Rahmen des Dialogprozesses, den Fragebogen an wiederverheiratete Geschiedene, der ihnen die Möglichkeit geben sollte, ihre Situation und ihre Erfahrungen zu schildern, sowie aus Stellungnahmen einzelner Fachreferate und des Offizialates. Diese Stellungnahmen zeichneten ein ziemlich realistisches Bild der gegenwärtigen Ehe- und Familienstrukturen, die sich in den letzten Jahrzehnten doch gewaltig verändert haben.

Nach Veröffentlichung des Schlussdokumentes der Vollversammlung im Oktober 2014 gaben die Bischöfe dessen Ergebnisse wieder zurück an die Gläubigen mit der Bitte, diese „Schlussrelatio“ mit Hilfe von Fragen zu kommentieren und nach Lösungen zu suchen. Im Bistum Würzburg bestand über die Internetseite die Möglichkeit, sich an dieser Umfrage zu beteiligen, und zwar entweder mit der Originalfassung der Bischöfe oder mit einem etwas gekürzten und vereinfachten Fragebogen, den das Bistum Dresden entworfen und uns dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat. Außerdem konnte man auf der Seite des Familienbundes der Katholiken (FDK) in Köln den Fragebogen beantworten, der dann an die betreffenden Bistümer zurückgeschickt wurde.

Insgesamt gingen im Referat Ehe und Familie 28 bearbeitete Fragebögen ein, sechs davon über den FDK, acht Menschen nutzten die Möglichkeit, sich frei zu einzelnen Fragen oder auch zum Thema allgemein zu äußern, und auf den Dresdner Fragebogen gab es 14 Rückmeldungen.

LUCIA LANG-RACHOR



Allgemein wurden Stil und Sprache der Fragen als eher kompliziert und der Fragebogen als sehr umfangreich empfunden, was es vielen schwer machte, sich zu beteiligen. Die meisten haben daher nicht auf alle Fragen geantwortet, sondern v.a. auf die, deren Inhalt ihnen am meisten am Herzen lag. Das waren zu einem Teil Ergänzungen zur Situationsbeschreibung von Ehe und Familie, die zeigen, dass die Situation von der Bischofssynode gut erkannt worden ist.

Ein weiterer Teil bezog sich auf den Umgang mit Menschen homosexueller Veranlagung. Die überwiegende Zahl der Rückmeldungen erwartet hier von offiziellen kirchlichen Stellungnahmen die gleiche Toleranz, die sie persönlich bei sich selbst empfinden. Das geht nicht immer so weit, eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft einer Ehe ganz gleichzustellen, aber äußert sich doch stark in dem Anliegen, diese Menschen nicht auszugrenzen, sondern zu akzeptieren und zu integrieren.

Das Thema, das die Menschen am meisten bewegt hat, war der Umgang mit Menschen, deren Ehe gescheitert ist. Hier wird ganz klar erwartet, dass die Kirche die Möglichkeit des Scheiterns akzeptiert und Begleitung in dieser Krise anbietet, statt, wie es empfunden wird, auf der Unauflöslichkeit der Ehe zu beharren und die Betroffenen auszugrenzen. Insbesondere ein barmherziger Umgang mit Menschen, die nach einer zerbrochenen Ehe wieder eine neue Partnerschaft eingehen, wird eingefordert. Das stellt das Ideal einer unauflöslichen Ehe aber nicht grundsätzlich in Frage. Erwartet wird aber, dass Menschen in dieser Lebenssituation von kirchlicher Seite her so angenommen werden, wie es Jesus vorgelebt hat: mit der Chance zu einem Neubeginn nach dem Scheitern.

Allerdings gibt es auch Menschen, die die traditionelle Haltung der Kirche in den Fragen der Homosexualität und der Unauflöslichkeit der Ehe schätzen. Sie erwarten von der Kirchenleitung gerade zu diesen strittigen Themen eine klare Haltung und Wegweisung.

Alle diese Meinungen und Erwartungen zusammenzubringen, ist keine einfache Aufgabe, der sich die Bischofssynode gestellt hat. Auch das ist ein guter Grund, warum die Suche nach einem Weg bei aller Dringlichkeit der Fragen einfach seine Zeit dauert. Wünschen wir der Bischofssynode eine guten Geist bei den Vorbereitungen und den Beratungen!

KONTAKT: LUCIA LANG-RACHOR
PASTORALREFERENTIN
REFERAT EHE- UND FAMILIEN-SEELSORGE IM BISTUM WÜRZBURG
FAMILIENSEELSORGE@BISTUM-WUERZBURG.DE
WWW.FAMILIENSEELSORGE.BISTUM-WUERZBURG.DE



DR. KARL HILLENBRAND
8. JUNI 1950 – 22. NOVEMBER 2014

1983–1996 REGENS
AM BISCHÖFLICHEN KLERIKALSEMINAR IN WÜRZBURG
1996–2014 GENERALVIKAR
IM BISTUM WÜRZBURG



IN ERINNERUNG
AN DEN VERSTORBENEN
GENERALVIKAR
DR. KARL HILLENBRAND



ZEHN
GRUNDGEDANKEN
ZUM DIALOG
IN DER KIRCHE



1. Dialog ist ein Lebensvorgang, der seine Grundlage im dreifaltigen Gott selbst und seiner Beziehung zu den Menschen hat. Dialog ist von daher nie bloß ein (eventuell ersetzbares) Mittel zum Zweck, sondern stellt als gegenseitige Zuwendung eine notwendige Form der Glaubensverwirklichung dar.

2. Dialog ist über die sprachliche Ebene hinaus Mitteilung und wechselseitiger Austausch von Lebenserfahrung, die aus dem Glauben heraus gedeutet und für andere verfügbar gemacht wird: Dialog ist im umfassenden Sinn Kommunikation.

3. Im Auftreten Jesu zeigt sich, dass dialogische Grundhaltung immer Verstehen und Konfrontation, Offenheit und Entschiedenheit beinhaltet. Dialogbereitschaft integriert also sehr wohl Eigenschaften wie Kompetenz, Autorität, Überzeugung und hat nichts mit Standpunktlosigkeit oder schwächlicher Nachgiebigkeit gemein. Echter Dialog weiß sich der gemeinsamen Suche nach der Wahrheit verpflichtet.

4. Dialog schafft Vertrauen: Nötig sind dabei zuallererst Achtung vor der Person und Respekt vor dem Anliegen des/der anderen, gerade wenn ich seine/ihre Position nicht teilen kann. Solches Einfühlen ist auch im Konfliktfall möglich, wenn man um den gemeinsamen Glaubensgrund weiß. Deshalb kann echter Dialog zunächst das Bereichernde sehen und sich darüber freuen, bevor er Probleme und Gefahren benennt. Offene wie unterschwellige Ängste und Vorurteile wirken dagegen hemmend und müssen erkannt bzw. aufgedeckt werden. Das Gleiche gilt für ideologische Fixierungen bzw. Emotionen, die als scheinbare Sachargumente vorgebracht werden.

5. Dialog in der Kirche braucht Ehrlichkeit: Gefordert ist die Bereitschaft, nicht übereinander, sondern miteinander zu reden; unterschiedliche Positionen bzw. Verständigungsprobleme auf ihre

Voraussetzungen zu überprüfen und sie am Maßstab der Botschaft Jesu und ihrer kirchlichen Überlieferung zu messen. Dialog ist gerade als redlicher Umgang mit Konflikten weder falsches Harmonisieren noch unversöhnliches Streiten.

6. Die Grundausrichtung des innerkirchlichen Dialogs verläuft nicht nach dem Schema „von oben – von unten“, sondern vollzieht sich eher als ein Prozess „von innen“ (aus dem gemeinsamen Christsein) und „von außen“ (bedingt durch die Herausforderungen von Geschichte und Gegenwart an den Glauben).

7. Hierarchische Struktur und dialogische Grundhaltung sind von ihrem Grundsinn her in der Kirche keine Gegensätze, sondern bedingen einander: Gerade wenn das Amt die bleibende Vollmacht Jesu in seiner Kirche bezeugen soll, kann diese Aufgabe – wenn sie sich an der Person Jesu orientiert – nur dialogisch und gemeinschaftsbezogen wahrgenommen werden: Im Eingehen auf Fragen, im Erfühlen von Situationen, im Hinhören auf Sorgen und Hoffnungen, im Erkennen und Fördern von Charismen. Echte Autorität hat nichts mit prinzipieller Besserwisserei zu tun, sondern kann ihre Grenzen erkennen und menschliche Schwächen zugeben. Denn Dialog lebt von der ständigen Umkehr zu Gott und zueinander.

8. Dialog führt zur Kooperation: Dialog ist keine „binnenkirchliche Beziehungsnische“, sondern hat ein Ziel, ist missionarisch: Das gemeinsame Handeln in der Welt aus dem gelebten Glauben. Solches Miteinander wird immer wieder neu die Gestalt versöhnter Verschiedenheit annehmen.

9. Dialog braucht Zeiten, Orte, Räume, Regeln und kann von daher mitunter mühsam sein und viel Geduld erfordern, ist jedoch als gemeinschaftliche Grundform des Glaubens ohne Alternative. Grundziel solcher Strukturen kann nicht einfach die Effektivität („es“ läuft, „es“ klappt) sein, sondern ein intensiveres Miteinander im Glauben. Nur so wächst die Kirche auf den verschiedensten Ebenen zur wirklichen Gemeinschaft.

10. Der Dialog der Kirche mit den getrennten Christen, mit anderen Religionen wie mit der Welt überhaupt wird nur dann glaubhaft, wenn er innerkirchlich (in Welt- und Ortskirche!) überzeugend praktiziert wird.

HAB MUT, STEH AUF, ER RUFT DICH!

MK 10,49

PASTORALTAGUNGEN 2014

DR. HELMUT GABEL



Warum ist Pastoral heute so schwierig? Manche glauben es genau zu wissen: Das Konzil ist schuld. Oder umgekehrt: Die reaktionären Kräfte. Oder: Das Ordinariat. Oder: Die Pfarrer. Oder: Die Laien. Solche einfachen Schuldzuweisungen führen zu ebenso einfachen Lösungsvorschlägen – nach dem Schema: Ich weiß den Grund, und ich weiß die Lösung. Leider sehen die anderen nicht ein, dass ich recht habe.

NEUE WEGE GEHEN IN DER PASTORAL

Die Pastoraltagungen des vergangenen Jahres waren weitgehend – Gott sei Dank! – von einem anderen Klima geprägt: Wir schauen miteinander hin, legen unsere Diagnosen und Ideen zusammen und suchen gemeinsam nach Wegen. Das spiegelte sich schon in der Zusammensetzung der Teilnehmer/-innen: Vertreter/-innen der kategorialen Seelsorge saßen mit am Tisch, Mitarbeiter/-innen der Caritas und der Bildungshäuser sowie Personen aus den Hauptabteilungen Seelsorge und Personal. So waren die Tagungen nicht nur Fortbildungsveranstaltungen für pastorales Personal, in denen es nach dem Wunsch der Bistumsleitung etwas lernen soll, sondern es sollten auch alle miteinander zu einer „lernenden Organisation“ werden, in der alle etwas voneinander mitnehmen.

Jedes Mal gab ein pastoraltheologischer Experte Impulse für das Gespräch. Die Referenten setzten verschieden an – und stimmten zugleich im Wesentlichen überein: Die pastoralen Probleme haben zu tun mit einem tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel. Das Bewusstsein der Menschen hat sich grundlegend verändert. Z. B.: Menschen lassen sich nichts mehr vorschreiben. Sie bestimmen selbst, wo und wie lange sie sich binden, sie neigen oft zu punktuellen „Andocken“. Oder: Auch der moderne Mensch

KONTAKT: DR. HELMUT GABEL

DOMKAPITULAR

LEITER DER HAUPTABTEILUNG AUSSERSCHULISCHE BILDUNG

HELMUT.GABEL@BISTUM-WUERZBURG.DE

WWW.FBI.BISTUM-WUERZBURG.DE



hat ein „religiöses Gesicht“, aber er zeigt es weniger im Alltag, eher in Ausnahmesituationen: bei der Geburt eines Kindes, bei der Eheschließung, angesichts des Todes, bei tragischen Unglücksfällen. Viele Beobachtungen ließen sich hinzufügen.

ALS GRUNDLINIEN ZUKUNFTSFÄHIGER PASTORAL ERGABEN SICH HIERAUS:

- Die entscheidende Frage ist nicht: Wie erhalten wir uns als Kirche? Sondern: Was suchen Menschen? Wie kann Beziehung entstehen und Vertrauen wachsen? Was trägt dazu bei, dass Menschen ihre Existenz mit dem Evangelium konfrontieren?
- Vorschreiben ist passé. Aber auch das üblich gewordene „Anbieten“ und „Einladen“ ist zumindest einseitig und braucht als Ergänzung das „Sich-Aussetzen“: Ich gehe an fremde Orte, wo ich selber ein Fremder bin, darauf angewiesen, als Gast aufgenommen zu werden. Arbeiterpriester, Kleine Brüder und Schwestern Jesu, aber auch der ganz normale Krankenhausseelsorger sind Beispiele dafür.
- Aufbau von verbindlichen Gruppen ist wichtig, aber auch der gegenteilige Pol: die Wertschätzung der punktuellen Kirchenkontakte von Menschen. Hier ist professionelle Dienstleistung nötig. Kirche lebt von „communio“ und „ministratio“.

- Kirche wird ein Netzwerk sein – von verschiedensten Orten, an denen sich christliches Leben ereignet: Gemeinden, Verbände, caritative Einrichtungen, diakonische Gruppen, Bildungshäuser, geistliche Zentren, Klöster und vieles andere. In dieser Pluralität kirchlicher Orte verschwimmen die Grenzen von „territorialer“ und „kategorialer“ Seelsorge. Netzwerke werden auch Christen anderer Konfessionen und Menschen außerhalb der Kirchen einbeziehen.
- Die Priester und anderen pastoralen Berufe werden „Vernetzer“ sein. Sie sorgen dafür, dass über der Vielfalt die Einheit nicht verlorengeht. Sie erinnern an Christus als die Mitte. Sie sind „Befähiger“. Sie erinnern andere an ihre Berufung als Getaufte.

Wie geht es weiter? Einige Dekanate haben sich im Anschluss an die Pastoraltagungen getroffen, um das Bedachte für das Dekanat zu konkretisieren. Wünschenswert wäre, dass andere diesem Beispiel folgen.

Auf jeden Fall werden die Pastoraltagungen 2016/17 die Thematik weiterführen. Sie werden noch konkreter die Situation der einzelnen Dekanate aufgreifen und die Dekanate bereits in die Vorbereitung einbeziehen. Neue Wege gehen – das geht nur gemeinsam!

„WIR MACHEN DEN WEG FREI...!?“

ERSTE SKIZZEN EINES DEKANATSENTWICKLUNGSPROZESSES

Wie verändert man ein Dekanat? Oder anders gefragt: Wie verändert man ein kirchliches System, das einerseits eine eigene Kultur hat, in dem sich aber andererseits alle Verunsicherung abbildet, der die Kirche in dieser Zeit ausgesetzt ist und das auch immer wieder in seinem Dasein angefragt wird?

Veränderung wird von Menschen gewünscht und getan. Und diese Menschen haben unterschiedliche Beweggründe dafür. Da gibt es die unverbesserlichen Visionäre, die immer noch und immer wieder ihrer Vision trauen und sich auf den Weg machen. Da gibt es die Realisten, die spüren, dass ein Beharren auf dem Bestehenden dauerhaft mehr Verluste bringt, als eine Veränderung. Mit diesen beiden Gruppen lässt sich das „Weiter-Gehen“ bewerkstelligen.

Allerdings gibt es auch Menschen und Gruppen, die aus unterschiedlichen Gründen in ein Dilemma oder gar in Widerstand kommen. Die wollen sich nicht verändern, weil sie glauben, dass Veränderung gefährlich sein kann und die Grundbotschaft zer-

stört. Die wollen einigermaßen bequem durch die Veränderung kommen, weil das bisher immer geklappt hat, manchmal auch nur mit der „Vogel-Strauß-Taktik“. In unserer Diözese habe ich in 30 Berufsjahren in dieser Hinsicht manches spezielle Verhalten beobachten können: „Ich schreie laut, dann bekomme ich von oben das, was ich will, oder ich werde in Ruhe gelassen.“ Oder ein anderes Denken: „Mir ist egal, wie es Anderen geht. Meines/Unseres ist das Wichtigste.“ Mit diesen Menschen ist jede Veränderung nur schwer zu schaffen.

Warum machen wir uns als Dekanat trotzdem auf den Weg? Zum einen, weil der Eine oder Andere als unverbesserlicher Optimist gelten kann, was eigentlich ein Grundzug von uns Christen sein sollte. Zum anderen, weil wir in unserer Randlage, in die kaum ein hauptamtlicher Seelsorger gehen will, die Notwendigkeit der Veränderung deutlicher spüren als in anderen Regionen unserer Diözese.

Wir haben nach 5 Jahren Dekanatsfusion die zweite Phase unserer Dekanatsentwicklung eingeläutet. In einer ersten Klausur haben wir uns über kurz-, mittel- und langfristige Ziele verständigt.

GÜNTER SCHMITT



Wir haben für den gesamten Prozess ein Steuerungsteam aus Seelsorgern und Mitgliedern des Dekanatsrates gebildet, das die Veränderung steuert. Aus der Zusammensetzung wird schon deutlich: Veränderungsprozesse sind nicht allein Sache der Hauptamtlichen. Deshalb gilt als erstes:

VERÄNDERUNG WILL ALLE BETEILIGEN

Veränderung der großen Räume, sei es das Dekanat oder die Pfarreiengemeinschaft gelingt nur, wenn sich die Gemeinden verändern und auch die Leitung der Diözese sich auf die Veränderung einlässt. Deshalb wollen wir nach unserer ersten Klausur in die Pfarreiengemeinschaften gehen und für diese Veränderung werben. Da die Gemeinden und einzelnen (pastoralen) Orte ein gutes und gestaltetes Eigenleben brauchen, um den Mehrwert des größeren Raumes zu nutzen, gilt es, sie zu stärken. So bin ich froh, dass sich drei unserer 12 Pfarreiengemeinschaften am Projekt „Kirche mit Gesicht“ beteiligen.

Eigenverantwortetes Gemeindeleben, das von den Hauptamtlichen unterstützt wird, vernetzt mit einer guten pastoralen Dienstleistung und vielen kreativen Angeboten in der Fläche ermöglicht Entwicklung und Zufriedenheit.

VERÄNDERUNG BRAUCHT VERLÄSSLICHKEIT UND VERNÜNFTIGE ZIELE

Jede Veränderung bringt Chaos und Unsicherheit. Als Kirche spüren wir das allerorten. Alte Sicherheiten greifen nicht mehr, neue Sicherheit ist noch nicht zu erkennen. Wir versuchen in unserem Dekanat Sicherheit wenigstens auf niedrigem Niveau herzustellen. Dazu wollen wir dekanatsweit die Erreichbarkeit der Seelsorger verbessern. Die größten Enttäuschungen sind ja solche, dass ein

Mensch keinen Seelsorger in einer Notsituation erreicht, sondern nur den Anrufbeantworter. In unserem Flächendekanat gelingt eine solche Erreichbarkeit nur in einer guten Vernetzung.

Ein weiterer Aspekt von Sicherheit und Klarheit ist das Entwickeln von Standards der Seelsorge, die zum einen den einzelnen Seelsorger und auch die ehrenamtlichen Mitarbeiter entlasten, die aber auch eine etwa gleiche Qualität des pastoralen Angebotes sichern. Hier – davon gehe ich aus – haben wir uns auf einen schwierigen Weg eingelassen, trotzdem wollen wir ihn gehen. In unserer Klausur der hauptamtlichen Seelsorger war dies ein von vielen getragener Wunsch.

VERÄNDERUNG BRAUCHT VERLÄSSLICHE LEITUNG

Mancher denkt vielleicht, wenn sich Gemeinden, Pfarreiengemeinschaften oder Dekanate verändern und entwickeln, ist das genug. Aber weit gefehlt. Auch die Leitung muss sich auf und in diese Veränderung einlassen. Hier wünsche ich mir als einer der Verantwortlichen für unseren Veränderungsprozess im Dekanat manche klarere Entscheidung. Ein Beispiel: Wir planen im Dekanat Haßberge in Haßfurt ein „Haus der Kirche“, in dem kirchliche Dienststellen und Beratungsangebote unter einem Dach mit einem Seniorenheim der Caritas und mit niederschweligen Angeboten wie einem Bistro und einem Laden beheimatet sind. Nach Widerständen hat die Diözese so entschieden, dass die, die sich dort ansiedeln wollen, das tun sollen. Die, die das nicht wollen, müssen nicht. Eine solche Strategie verhindert Veränderung.

VERÄNDERUNG BRAUCHT GEDULD

Ich gehe nicht davon aus, dass wir in zwei Jahren unsere erkannten Aufgaben abgearbeitet haben. Sind doch alle Aufgaben auch mit einem Kultur- und Bewusstseinswandel verbunden, der oft eine Generation braucht, um wirksam zu werden. Trotzdem gehen viele hoch motivierte und kompetente Menschen unseren eingeschlagenen Weg mit, weil sie spüren: Dieses Netzwerk des Glaubens, der Hoffnung und der gegenseitigen Liebe trägt. Also „Weiter – Gehen“ ist angesagt.

KONTAKT: GÜNTER SCHMITT
PASTORALREFERENT
REFERENT IM DEKANAT HASSBERGE
GÜENTER.SCHMITT@BISTUM-WUERZBURG.DE
WWW.HAS.MAIN-FRANKEN-KATHOLISCH.DE



Gemäß dem Leitgedanken aus einem Goethe-Gedicht – „Zwischen dem Alten, zwischen dem Neuen“ – markiert dieses Jubiläum einen Zwischenstand: So erfreulich sich die Rückschau gestaltet auf all das Wertvolle, was im Lauf der Jahre gewachsen ist, so bang ist gelegentlich der Ausblick: Was wird sein, wenn Ehrenämter länger oder ganz unbesetzt sind – wie wird das gehen, wenn immer weniger alte Menschen zum Seniorenkreis kommen – wie soll der Glaube tragen, wenn seine Fundamente zugeschüttet sind?

Zum Anfang des Jubiläumjahres hat Bischof em. Joachim Wanke den Verantwortlichen empfohlen, die Seniorenarbeit neu anzugehen und „aus dem überkommenen Erbe ein neues Angebot zu machen: Es geht um Ideen – und um den Mut, auch in kleinen Schritten auf nichtkirchliche Zeitgenossen zuzugehen“. Es geht also nicht an zu sagen: „Das geht die anderen doch gar nichts an!“ – Neue Ziele erreichen diejenigen, die sich gegenseitig einladen: „Kommt, gehen wir es gemeinsam an!“

Wer sich auf Veränderungen einlassen und sich auf Neues einstellen kann, wird bald feststellen, dass „eine Pastoral ‚anders‘ wird, wenn man (bei Gottesdiensten, Bildungsangeboten, Diskussionen in der Öffentlichkeit) mit ‚Gästen‘, mit ‚Interessierten‘, vielleicht mit ‚Koalitionspartnern‘ aus einem anderen Kontext heraus rechnet“, so Bischof Wanke.

LASSEN WIR ES LANGSAM ... **MAL** ... ANGEHEN?!



CLAUDIA ZINGGL

2015 FEIERT DAS KATHOLISCHE SENIOREN-FORUM DER DIÖZESE 50 JAHRE SEINES BESTEHENS



DREI BEISPIELE KÖNNEN ZEIGEN, WIE MAN ERSTE SCHRITTE GEHEN KANN:

- An einem Mittwoch im Monat – achtmal im Jahr – gibt es „Kino am Nachmittag“ im Casablanca, Ochsenfurt. Wer kommt, dem passt der Nachmittag besser als der Abend und für den ist die Leidenschaft für Filme ausschlaggebend, weniger die Zugehörigkeit zu einer Institution. Alleine oder mit dem gesamten Seniorenkreis lassen sich jung gebliebene Ältere und älter gewordene Junge für eineinhalb Stunden von Bildern und Szenen in Bann ziehen. Zusammen fiebern sie mit den Helden der Leinwand und amüsieren sich, wenn es zugeht wie im richtigen Leben. Dabei entstehen mitunter Momente von Ergriffenheit, es wird eine bisher ungeahnte und unbekannte Form von Verbindung untereinander spürbar: Gemeinschaft ... Gemeinde?

- Alle vier Wochen veranstaltet das Katholische Senioren-Forum, Regionalstelle Schweinfurt, zusammen mit der Katholischen Erwachsenenbildung ein thematisches Frühstück: "Reingeschmeckt" lädt ein, zu einem aktuellen Thema Interessantes zu erfahren und mit anderen ins Gespräch zu kommen. Neben Stammgästen finden sich immer wieder neue wissbegierige Teilnehmer/-innen quer durch alle Seniorenaltersstufen im Dekanatszentrum ein, um satt zu werden an Leib und Seele.
- In der Kiliani-Woche 2014 hatte das Dekanat Würzburg rechts des Mains einen besonderen Ausflug geplant: vormittags heilige Messe im Dom; anschließend Begegnung auf dem Kiliansplatz und dann ging's mit einer eigens gemieteten Straßenbahn zur Talavera. An den für sie reservierten Tischen nahmen zunächst die „katholischen SeniorInnen“ Platz; sie rückten zusammen mit vielen anderen Festzeltbegeisterten und sie hatten gemeinsam jede Menge Spaß. Da hat sich bewahrheitet, was der Pastoraltheologe Rainer Bucher vor einigen Jahren formulierte: „Kirche verliert sich nicht im Außen – sie findet sich dort“ – wenn auch in anderer Gestalt, aber immerhin.

Ohne Zweifel wird der demographische Wandel in den nächsten Jahren jeden und jede auf ganz unterschiedliche Weise angehen. Für die Seniorenpastoral ist es dann entscheidend, ob sie vielfältige christliche Lebensbiotope entdecken, pflegen und vorhalten kann. Das Tempo spielt dabei keine Rolle, aber der Rat des antiken Philosophen Epiktet: „Wir sollten alles gleichermaßen vorsichtig wie auch zuversichtlich angehen.“

KONTAKT: CLAUDIA ZINGGL
DIÖZESANREFERENTIN
KATHOLISCHES SENIOREN-FORUM DIÖZESE WÜRZBURG
CLAUDIA.ZINGGL@BISTUM-WUERZBURG.DE

SICH AUF DEN WEG MACHEN

EXERZITIEN AUF DER STRASSE

OTMAR SCHNEIDER



SICH AUF-MACHEN

Das Leben bekommt Spannung, wenn wir Menschen uns auf Reise begeben, besonders wenn wir einen uns fremden Ort aufsuchen. Spannend wird es auch für Kirche und für Kirchenmenschen, wenn sie sich auf unbekannte Wege wagen.

Im Rahmen eines gemeinsamen Jahresprojektes mit der Überschrift „Heilsam unterbrechen“ haben sich seit September 2014 Seelsorger und Seelsorgerinnen des Dekanates Würzburg-Stadt auf einen Weg gemacht, auch mit der Option, sich in dieser Zeit auf unbekanntes Terrain zu wagen.

IN-BEWEGUNG-SEIN

Ein wichtiger Eckpunkt auf diesem Jahresweg sind sogenannte „Exerzitien auf der Straße“. In einem Zeitraum von drei Wochen sind die Seelsorger und Seelsorgerinnen eingeladen, sich jede Woche für eine bestimmte Zeit „auf die Straße“ zu begeben.

Aber, warum gerade auf die Straße?

In-Bewegung-Sein, Im-Gehen-Sein, ist das Normale in unserem Leben. Doch als Gewohnheitsmenschen suchen wir in der Regel uns vertraute und sichere Wege aus. „Exerzitien auf der Straße“ laden zum Entdecken ein und über das Gewohnte hinauszugehen.

NEULAND ENTDECKEN

In der ersten Woche der Exerzitien ist „die Straße“ noch die vertraute Umgebung meines Wohn- oder Arbeitsplatzes. In der zweiten und dritten Exerzitienwoche sind die Teilnehmenden dazu eingeladen, sich für eine bestimmte Zeit während der Woche auch auf unbekannte Straßen zu „wagen“. Dieses Neuland kann von jeder oder jedem frei gewählt werden: Vielleicht ist es der Platz vor den Toren eines Flüchtlingsheimes oder die Essensausgabe an Obdachlose in einem Kloster. Vielleicht eine Straßenbahnfahrt in ein Stadtviertel, das mir fremd ist und das ich eher meide. Vielleicht ist es auch ein bekannter Ort, den ich in meinem Alltag schnell kreuze, wie der Bahnhofsvorplatz mit seinen bettelnden Jugendlichen oder die Bahnhofshalle mit ihren unterschiedlichen Stimmen, Gerüchen und vorbeiziehenden Menschen.

Immer geht es dabei um ein achtsames Wahrnehmen, um ein Schauen und um ein „Sich-berühren-Lassen“. Welche Sehnsucht und welche Gefühle werden an diesen Orten bei mir wach? Wo schütze ich mich, wahre meine Grenzen oder wo überschreite ich sie?

WÜSTE ERFAHREN

Menschen, die spirituell auf der Suche sind, gehen heute oft auf Pilgerschaft. Sie lassen die gewohnte Umgebung hinter sich. Der Weg wird dabei nicht unbedingt als Unterwegssein zu Gott verstanden. Aber die Menschen spüren, dass dieser Weg, den sie gehen, für sie wichtig ist, dass sie auf ein Ziel zugehen und dass dies etwas mit „Gott“ und Religion zu tun haben könnte. Was das konkret bedeutet, zeigt sich oft erst im Gehen.

Auch bei den „Exerzitien auf der Straße“ geht es zunächst einmal um den Schritt des Aufbrechens und um das Unterwegssein für eine begrenzte Zeit und ohne dabei ein festes Ziel im Blick zu haben. Es geht um die Erfahrung des Gehens und was mir dabei begegnet. Dieses Gehen kann mich, biblisch gesprochen, zu einer „Wüsten-erfahrung“ hinführen. Alles scheint alltäglich und vielleicht auch banal und trocken. „Wüste“ kann ein sehr unwirtlicher und un-gastlicher, auch ein gefährlicher Ort sein.

MEINE SCHUHE AUSZIEHEN

Wie beim Pilgern geht es auch bei den „Exerzitien auf der Straße“ darum, die Wirklichkeit wahrzunehmen, wie sie ist, nicht, wie wir sie gerne hätten. Sie sind ein Übungsweg, um eigene Vorstellungen, die ich von vielem habe, loszulassen. Ich lasse zu, dass sich mir eine Wirklichkeit zeigt, die mehr ist als meine eigene Ich-Wirklichkeit. Dafür ist es nötig, achtsam zu gehen, zu hören, zu sehen, zu spüren. Es geht nicht darum, dass etwas „passiert“ oder dass ich eine tolle religiöse Erfahrung mache.

Wie Mose, der in der Wüste, mitten im alltäglichen Tun des Schafehütens, den Ruf vernimmt, seine Schuhe auszuziehen, kann auch ich zu neuem „Erkennen“ kommen. Mose war mitten im Alltag aufgebrochen und wollte genauer wissen, was es mit dem brennenden, aber nicht verbrennenden Dornbusch auf sich hatte. Aber er bemerkte auch, wo er mit Respekt stehen bleiben und seine Schuhe ausziehen musste (Exodus 3,1-6).

„Exerzitien auf der Straße“ bieten auch mir die Chance, dass ich meine Schuhe an ganz bestimmten Orten oder bei ganz bestimmten Begegnungen „ausziehe“. Innerlich berührt und mit „nackten Füßen“ kann ich wahrnehmen, dass ich vor einer größeren Wirklichkeit stehe.

„Dann sollten wir unsere Schuhe des Herzens ausziehen und ganz konkret die Schuhe des Weglaufens, der Distanz, des Größereins, des Vergleichens, des Urteilens und des verletzenden Zutretens ablegen. Das Leben, ja Gott selbst will mit uns sprechen, an welchem Ort und aus welchem stacheligen Dornbusch heraus dies auch immer geschehen soll. Dann stehen wir plötzlich vor heiligem Boden, mitten auf den Straßen des Lebens. Wir sind zum Hören und Fragen eingeladen.“

(Christian Herwartz, *Auf nackten Sohlen*, S. 53)

„JEDER ORT IST HEILIGER BODEN, JEDER ORT KANN STÄTTE DER BEGEGNUNG WERDEN MIT GÖTTLICHER GEGENWART.“

SOBALD WIR DIE SCHUHE DES DARAN-GEWÖHNT-SEINS AUSZIEHEN UND ZUM LEBEN ERWACHEN, ERKENNEN WIR:

WENN NICHT HIER, WO SONST?

WANN, WENN NICHT JETZT?

JETZT UND HIER ODER NIE UND NIRGENDS

STEHEN WIR VOR DER LETZTEN WIRKLICHKEIT“.

(David Steindl-Rast, *Achtsamkeit des Herzens*, S. 28)

WEGGEMEINSCHAFT TEILEN

Bei den wöchentlichen Gruppentreffen geht es zuallererst darum, den Anderen von meiner Weg-Erfahrung zu erzählen und zu hören, was die Anderen bewegt hat. Es geht um das Zuhören, nicht um Diskussionen oder Bewertungen. Vielleicht wird mir gerade erst beim Erzählen oder Hören einer Wegerfahrung bewusst, dass mir an jedem Ort, gerade auch an dem mir wenig vertrauten oder unbekanntem Ort, Gottes Gegenwart entgegenkommt. Dem gegenseitigen Austausch schließt sich ein biblischer Impuls für die kommende Woche und ein Gebet mit Segen an.

ZUM LEBEN ERWACHEN

Wenn wir – das kann eine Frucht der „Exerzitien auf der Straße“ sein – sei es auch nur für kurze Zeit oder wenige Momente, das Gewohnte verlassen, können auch wir mitten in unserem Alltag auf etwas stoßen, was uns innerlich berührt und uns eine größere Dimension wahrnehmen lässt. Es kann der Moment sein, wo ich „heilsam unterbreche“, und aufmerksam und respektvoll vor „Etwas“ stehen bleibe.

Das ist der Moment, wo ich die Schuhe des „Daran-gewöhnt-Seins“ ausziehe und erkenne: „Wenn nicht hier, wo sonst?“

LITERATUR

→ Herwartz, Christian, *Auf nackten Sohlen. Exerzitien auf der Straße* (Ignatianische Impulse, Bd. 18), Würzburg 2010.

→ Herwartz, Christian, *Brennende Gegenwart. Exerzitien auf der Straße* (Ignatianische Impulse, Bd. 51), Würzburg 2011.

→ Steindl-Rast, David, *Achtsamkeit des Herzens*, Freiburg 2008.

KONTAKT: PASTORALREFERENT OTMAR SCHNEIDER
REFERENT IM EXERZITIENREFERAT

GEISTLICHER BEGLEITER DER ARBEITSGRUPPE
„HEILSAM UNTERBRECHEN“

OTMAR.SCHNEIDER@BISTUM-WUERZBURG.DE
WWW.RGL.BISTUM-WUERZBURG.DE

WENN NICHTS MEHR GEHT – SORGEN KANN MAN TEILEN

CHRISTIANE KNOBLING



„Hätten Sie mal Zeit für mich?“ oder „Kann man bei Ihnen über alles reden?“, auch mit „Mir geht's heute so schlecht...“ oder „Ich weiß nicht mehr weiter...“ beginnen Frauen und Männer ihren Anruf bei der TelefonSeelsorge. Die Anrufenden nennen keinen Namen. Die Telefonnummer ist nicht sichtbar.

Am anderen Ende der Leitung sitzt eine ehrenamtliche Mitarbeiterin oder ein ehrenamtlicher Mitarbeiter. Sie lassen die Anrufenden von ihren Problemen erzählen und nehmen sie und deren Situation an, wie sie gerade ist. Dies erleben viele als große Wertschätzung. Sprechen zu dürfen, dabei angenommen zu sein und nicht beurteilt zu werden, ist für viele eine große Erleichterung. „Was können Sie jetzt tun, damit es Ihnen (etwas) besser geht?“ fragen die Mitarbeitenden weiter. So lernen Anrufende, dass sie etwas für sich tun können. Das mag die Aussicht auf ein klärendes Gespräch sein, aber auch etwas zu essen und zu trinken, ein Gedicht zu lesen oder Musik zu hören. Vielfältig sind die Ressourcen der Anrufenden. Sie zu aktivieren, ist eine wichtige seelsorgliche Aufgabe. Die Mitarbeitenden verweisen auch auf Beratungsstellen

und Selbsthilfegruppen. Manchmal bitten Anrufende um ein Gebet oder die Mitarbeitenden bieten dies an. In ein besonders gestaltetes Buch schreiben sie die Bitte nach einem Gebet. Andere Mitarbeitende lesen dies und schließen die Anrufenden in ihr Gebet ein. Das ist unsere Form des Fürbittgebets. So tragen wir Anrufende auch geistlich. Die ehrenamtlichen Frauen und Männer werden vor der Arbeit am Telefon ein Jahr mit 150 Stunden ausgebildet. Danach verpflichten sie sich zu mindestens drei Jahren Mitarbeit in Tag- und Nachtschichten. Sie übernehmen selbständig und verantwortlich die Seelsorge der Anrufenden. Dabei werden sie von regelmäßigen Supervisionen und Fortbildungen begleitet. Die qualifizierte Ausbildung, Supervision und Fortbildung, erleben die Mitarbeitenden als große Wertschätzung ihrer Arbeit. Zur Wertschätzung gehören auch transparente Mitsprache- und Entscheidungsrechte für Ehrenamtliche bei Belangen der Arbeit am Telefon.

„Die Arbeit bei der TelefonSeelsorge bereichert mein Leben. Ich lerne mich selbst zu schätzen und gehe ganz anders mit meiner Familie, meinen Freunden

und Arbeitskollegen um“, so lautet ein häufiges Fazit der Mitarbeitenden. In den beiden TelefonSeelsorge-Stellen der Diözese Würzburg arbeiteten im Jahr 2014 insgesamt 156 Frauen und Männer ehrenamtlich bei Tag und Nacht, an allen Tagen im Jahr, ob Werk-, Sonn- oder Feiertag.

32.295 Anrufe im Jahr 2014 haben die beiden TelefonSeelsorge-Stellen angenommen, das sind im Durchschnitt täglich 88 Anrufe. Mädchen und Frauen, Jungen und Männer, von 5 bis über 80 Jahre alt, sprechen über ihre Sorgen am Telefon (z. B. Einsamkeit, Krankheiten, Todesfälle, Pflege von Angehörigen, Suchterkrankung). Auch Menschen in einer Krise rufen an (z. B. bei Trennungen, Depressionen, Ängste) und einige von ihnen denken daran, sich das Leben zu nehmen.

Darüber sprechen zu können, verringert oft den Impuls sich zu töten. In den letzten zehn Jahren rufen zunehmend psychisch erkrankte Menschen an, die wir stabilisieren. So macht TelefonSeelsorge täglich Suizidprophylaxe oder wie eine Mitarbeiterin sagte: „Viele von ihnen würden nicht mehr leben, wenn es uns nicht gäbe.“

Die beiden TelefonSeelsorge-Stellen in der Diözese Würzburg (TelefonSeelsorge Untermain und TelefonSeelsorge Würzburg-Main-Rhön) sind verbunden mit 13 weiteren Stellen in Bayern und sind vertreten im Bundesverband der 105 TelefonSeelsorge-Stellen in Deutschland. Alle arbeiten in der Ausbildung, Supervision und Stellenausstattung nach einheitlichen Standards.

Die beiden Stellen werden von der katholischen und evangelischen Kirche gemeinsam getragen. Katholische und evangelische Christen arbeiten eng zusammen: in der Gemeinschaft der Mitarbeitenden, auf Leitungs- und Trägerebene.

Im Juli 2016 feiert die TelefonSeelsorge in Deutschland ihr 60-jähriges Jubiläum. Sie feiert dabei 60 Jahre Engagement vieler ehrenamtlich Mitarbeitender, das Vertrauen der Anrufenden in dieser Zeit und 60 Jahre gelungene Ökumene.

KONTAKT: CHRISTIANE KNOBLING
PASTORALREFERENTIN
STELLVERTR. DIÖZESANBEAUFTRAGTE DER
DIÖZESE WÜRZBURG FÜR TELEFONSEELSORGE
UND OFFENE TÜR, LEITERIN DER ÖKUMENISCHEN
TELEFONSEELSORGE UNTERMAIN

ÖKUMENISCHE TELEFONSEELSORGE
WÜRZBURG-MAIN-RHÖN:
WWW.TELEFONSEELSORGE-WUERZBURG.DE
ÖKUMENISCHE TELEFONSEELSORGE UNTERMAIN:
WWW.TS-UNTERMAIN.DE



IN DIE SCHULE GEHEN

SCHULE ALS ORT VON KIRCHE

ULRICH GEISSLER



Schule spielt in der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen eine immer größere Rolle. Mit dem Ausbau von Ganztagschulen verbringen sie mehr Zeit in der Schule. Es ist der einzige pastorale Ort, an dem wir als Kirche (noch) mit vielen Kindern und Jugendlichen in Kontakt treten (können). Der Lernort Schule hat sich auch zum Lebensraum entwickelt und nimmt auf das Leben der Kinder und Jugendlichen wesentlichen Einfluss und prägt deren Lebensgefühl entscheidend mit.

In der Schule geschieht mehr als Unterricht. Neben vielen außerunterrichtlichen Aktivitäten hat die Schulpastoral einen wichtigen Platz in der Schule gefunden, nicht nur für Schüler/-innen, sondern auch für Lehrer/-innen und Eltern. Im Grundlagenpapier der deutschen Bischöfe aus dem Jahr 1996 wird die Schulpastoral als ein Dienst beschrieben, den Christen aus ihrer Glaubensüberzeugung heraus für das Schulleben leisten mit der Absicht, so zur Humanisierung der Schule beizutragen. Die Schulpastoral wirkt bei der Persönlichkeitsentwicklung mit, gestaltet neue Räume, fördert Begegnung und Gemeinschaft, begleitet Menschen und ermöglicht religiöse Erfahrung. Diese schulpastorale Arbeit wird in der Regel von Religionslehrkräften und pastoralen Berufen, die in der Schule tätig sind, geleistet. Die praktische Verwirklichung ist abhängig von den Gegebenheiten der jeweiligen Schule und vom Engagement haupt- und ehrenamtlicher Kräfte. Eltern, Schüler/-innen, Lehrer/-innen und andere Mitarbeiter/-innen der Schule übernehmen aus ihrer gelebten christlichen Überzeugung heraus Verantwortung füreinander und für den Lern- und Lebensort Schule.

Schulpastoral stellt auch ein BINDEGLIED ZWISCHEN SCHULE UND AUSSERSCHULISCHEN INSTITUTIONEN UND LERNORTEN, INSBESONDERE KIRCHENGEMEINDEN UND DER KIRCHLICHEN JUGENDARBEIT dar. Je nach Situation initiieren und vermitteln die in der Schulpastoral Tätigen auch die KOOPERATION VON SCHULE UND GEMEINDE und sind um wechsel-

seitige Information und Zusammenarbeit bemüht. Lehrkräfte, Schulleiter/-innen und Elternbeiräte freuen sich, wenn sich Pfarrgemeinderäte, Priester und pastorale Berufe für ihre Schule interessieren und wenn z. B. die SMV mal eine Veranstaltung im Pfarrheim durchführen darf. Viele Lehrer/-innen sind aufgeschlossen für gemeinsame Projekte, die über die Schule hinausgehen. Gleichzeitig kann im Raum der Schule der Boden bereitet werden für die Offenheit gegenüber religiösen Themen und für das Interesse an kirchlichen Einrichtungen. Kirchliche Angebote von Jugendarbeit, Pfarrgemeinden, Bildungseinrichtungen, Beratungsstellen und der Caritas können so mit der Schule vernetzt werden. Wer eine Schule am Ort hat, sollte die Chancen, die damit verbunden sind, nutzen. DREI KONKRETE BEISPIELE FÜR SCHULPASTORAL VERDEUTLICHEN DIESE CHANCEN:

PAUSENENGEL

Im Sommer 2007 wurde von der Religionslehrerin Martina Vogel an der Fröbelschule in Aschaffenburg das Projekt „Pausenengel“ initiiert (www.pausenengel.de).

Zunächst erfolgten die Wahrnehmung und Analyse der Schule, indem in Gesprächen mit Schüler/-innen, Lehrer/-innen und Eltern Probleme und Nöte als Ansatzpunkte für das Projekt ermittelt wurden. Vor allem durch die Schilderungen der Schüler/-innen ergab sich der Schwerpunkt Pausenhof und Pausengestaltung. Die Gestaltung des Pausenhofs bietet Möglichkeiten für das Engagement von Eltern. Motivierte Schüler/-innen wurden als Pausenengel dafür qualifiziert, durch ihr eigenes positives Verhalten das zwischenmenschliche Miteinander zu fördern und zu stärken. Kinder erleben durch die Pausenengel, wie Konflikte bewältigt werden und wie Gewaltprävention spielerisch stattfindet. Personale, soziale und kommunikative Kompetenzen werden gebildet und gestärkt. Die Mitwirkenden erfahren Anerkennung und Wertschätzung durch Eltern, Lehrer/-innen und Mitschüler/-innen. Die damit in Verbindung stehende Werteeziehung und Friedensarbeit wird durch das Einüben von Rücksicht, Verant-



wortung, Dialog und Einsatzbereitschaft geleistet. Das soziale Leben in der Schule hat sich intensiviert. 52 Schüler/-innen der Fröbelschule und Gutenberg-Grundschule wurden inzwischen als Pausenengel ausgebildet und sehr viele Schulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz haben die Idee der Pausenengel aufgegriffen.

SCHÜLER-ZEIT

Auf der Basis der Nachbarschaftshilfe „Eine Stunde Zeit füreinander“ initiierte 2007 die Pastoralreferentin Claudia Walter aus der Pfarrei St. Adalbero zusammen mit Helga Neudert, Religionslehrerin und Beauftragte für Schulpastoral an der Goethe-Hauptschule Würzburg, das Projekt „Schüler-Zeit“ (www.schueler-zeit.de). Seitdem engagieren sich 25 Studierende, Berufstätige und Pensionierte wöchentlich eine Stunde ehrenamtlich für Schüler/-innen aus der Grund- und Mittelschule.

Sie treffen sich u.a. in den Räumen der Ritaschwestern und unterstützen die Kinder und Jugendlichen bei den Hausaufgaben, wecken Freude am Lesen, helfen beim Rechnen, machen Mut für den schulischen Alltag und haben ein offenes Ohr für ihre Sorgen und Anliegen. 200 Schüler/-innen bekamen inzwischen im Lauf der Jahre individuelle und regelmäßige Unterstützung. Ein ähnliches Projekt wird von der Gemeindefreferentin Erika Gerspitzer in Buchbrunn geleitet.

Konkrete Anlässe der Schulpastoral IM SPIRITUELL-LITURGISCHEN BEREICH gibt es z. B. an besonderen Wendepunkten des Lebens wie Neubeginn an der Schule, Ende der Schulzeit oder Trauerfall. Hier sind Schüler/-innen und Eltern besonders offen und dankbar für eine religiöse Deutung und Vertiefung. Aber auch zu besonderen Zeiten im Rhythmus des Schuljahres und Kirchenjahres ergeben sich vielfältige Möglichkeiten spiritueller Angebote und liturgischer Feiern, sei es im Rahmen der gesamten Schule oder im Unterricht der Klasse: z. B. Frühschichten und Besinnungen zur Advents- und Fastenzeit, Jugendkreuzweg vor Ostern, „Tankstelle“ vor der Abschlussprüfung, „Apfelfest“ zum Erntedank, Feier des Namenstages oder Geburtstages, Morgenlob und Morgenkreis, Lob der Schöpfung außerhalb des Schulhauses, „Miniwallfahrt“ zu einer Kapelle oder einem Wegkreuz, Feier eines Schuljubiläums, interreligiöses Fest der Religionen u.v.m.

ÖKUMENISCHER KREUZWEG AN SCHULEN

An einigen Schulen im Bistum Würzburg findet seit Jahren ein ökumenischer Kreuzweg statt. Gut gestaltete Materialien der

bundesweiten Arbeitsgruppe „Ökumenischer Jugendkreuzweg“ erleichtern die Realisierung und lassen auch Raum für die individuelle Ausgestaltung vor Ort. Der äußere Rahmen und die Uhrzeit sind von Schule zu Schule unterschiedlich. Manche Schulen gehen bewusst einen Weg in der Natur, einige suchen Orte des Leids auf, wie z. B. den Friedhof oder das Krankenhaus oder sie beziehen vorhandene Kreuzwegstationen ein. Andere Schulen gestalten Stationen innerhalb des Schulgebäudes, wie z. B. das Hanns-Seidel-Gymnasium in Hösbach.

Seit dem Jahr 2000 bereite ich mit Religionslehrer/-innen von Marktheidenfelder Schulen den Kreuzweg vor. Seit einigen Jahren beginnen wir mit der Durchführung am letzten Schultag vor den Osterferien früh um 6 Uhr. Dies erhöht den Charakter der Freiwilligkeit und ermöglicht noch ein gemeinsames Frühstück in der ersten Schulstunde. Für viele Kinder und Jugendliche ist es eine spannende und intensive Form, sich mit dem Leiden und Sterben Jesu Christi zu beschäftigen. Die Resonanz war auch im Jahr 2014 groß. 175 Schüler/-innen der Staatlichen Realschule und des Balthasar-Neumann-Gymnasiums machten sich zusammen mit ihren Lehrkräften frühmorgens auf den Weg und präsentierten an sieben Stationen ihre Gedanken den Mitschüler/-innen.

„Der Lebensraum Schule wird als eigenständiger pastoraler Ort verstanden, der aufgrund seines Eingebundenseins in die Systeme Kirche und Schule spezifischen Regeln folgt.

In einer Schule bewegen sich christlich motivierte Akteure im öffentlichen Raum, d. h. sie sind nicht in der Rolle der Gastgeberin, sondern bewegen sich als Gast in einer eigenständigen, bisweilen fremden Welt, deren Spielregeln und Funktionsweise sie nicht selbst bestimmen können. Angezielt ist eine ‚Weggemeinschaft auf Zeit‘, die bewusst fragmentarische Perspektiven von Begegnungen und Erfahrungen ‚en passant‘ als wertvoll annimmt.“

Kaupp, Angela / Bußmann, Gabriele / Lob, Brigitte / Thalheimer, Beate (Hrsg.), Handbuch Schulpastoral, Freiburg 2015, S. 58f.

KONTAKT: ULRICH GEISSLER

PASTORALREFERENT; DIÖZESANREFERENT FÜR SCHULPASTORAL

ULRICH.GEISSLER@BISTUM-WUERZBURG.DE

WWW.SCHULPASTORAL.BISTUM-WUERZBURG.DE

NACH DENKEN WEITER FRAGEN!

PHILOSOPHIEREN UND THEOLOGISIEREN
MIT KINDERN, JUGENDLICHEN UND ERWACHSENEN

THOMAS RIEBEL



Ein fröhliches zehnjähriges Mädchen spielt am Grab ihres vor einem Jahr verstorbenen Bruders Fußball. Ein vorbeilaufender Mann findet dies unpassend und fragt, was das Mädchen macht. Sie erwidert, dass sie mit ihrem Bruder, der „under there“ lebt, spielt. Für den Erwachsenen ist diese Antwort nicht nachvollziehbar und er beginnt dem Mädchen zu erklären, dass der Bruder nicht „da unten“ lebt, sondern im Himmel. Kurze – durchaus kindgemäße – Erläuterungen zum Leib-Seele-Verhältnis schließen sich an. Die Nachfrage des Mädchens „Why?“ wird nonchalant mit „Cause that’s the way it is“ abgewiegelt. Abschließend versichert sich der Mann, ob das Kind jetzt verstanden habe. Sichtlich genervt wird dies bejaht, woraufhin ein ob seines pädagogischen Geschicks äußerst zufriedener Mann die Szene verlässt. Ein verstörtes Mädchen bleibt zurück. Sie schaut dem Erwachsenen noch eine Weile nach, murmelt in Richtung Grab „He is a crazy person“ und nimmt das Ballspielen – zusehends erleichtert – wie zu Beginn wieder auf (frei nach dem britischen Kurzfilm „Under there“ aus dem Jahr 2007).



Anderer Schauplatz, gleiches Thema: Die Klasse 4b einer unterfränkischen Grundschule behandelt im Religionsunterricht in der Fastenzeit das Thema „Tod und Sterben“. Die Lehrerin hat – nach dem Besuch einer mehrtägigen Fortbildung in „Philosophischer Gesprächsführung“ – das Philosophieren in ihrer vierten Klasse eingeführt und bespricht regelmäßig philosophische und theologische Fragen in dieser Klasse. Auch zum Thema „Tod und Sterben“ möchte die Lehrerin ein philosophisches Gespräch anbieten. Die Kinder haben sich bereits dem Thema genähert, eigene Erfahrungen geäußert und „Große“ Fragen gesammelt.



In einer Abstimmung einigt sich die Klasse auf die Frage „Wo bin ich, wenn ich tot bin?“, die im Anschluss in einem „Philosophischen Gespräch“ gemeinsam behandelt wird. Hierzu kommt die Klasse in einem Stuhlkreis zusammen. Die Lehrerin wiederholt kurz die Gesprächsregeln:

- » es gibt kein Richtig und kein Falsch,
- » wer den Gesprächsball hat, spricht, alle anderen hören zu,
- » der Ball geht nach jedem Beitrag an die Lehrerin zurück.

„DIE GROSSEN LEUTE VERSTEHEN NIE ETWAS VON SELBST, UND FÜR DIE KINDER IST ES ZU ANSTRENGEND IHNEN IMMER UND IMMER WIEDER ERKLÄREN ZU MÜSSEN.“
(Der kleine Prinz im gleichnamigen Buch von Antoine de Saint-Exupéry)



Sie beginnt das Gespräch mit der gewählten Ausgangsfrage. Hoch konzentriert beteiligen sich die Kinder an diesem schwierigen Thema und ein reges Gespräch entwickelt sich. Gelegentlich fasst die Lehrerin Redebeiträge zusammen, formuliert einen vertiefenden Impuls, fordert Begründungen ein oder fragt bei Verständnisschwierigkeiten gezielt nach. Nach einer halben Stunde stellt die Lehrerin eine Sanduhr in die Mitte, die das baldige Ende des Gesprächs andeutet. Abschließend darf in einer Blitzlichtrunde jedes Kind einen Gedanken, der aus dem Gespräch heraus wichtig geworden ist, oder eine Frage, an der das Kind gerade knabbert, äußern. Mit Hilfe einer Daumenabfrage wird das Gespräch reflektiert. Mit geschlossenen Augen geben die Kinder Rückmeldung zu den Aussagen:

- » Ich war auf meine Art an dem Gespräch beteiligt.
- » Ich habe aufmerksam zugehört.
- » Ich habe mich in der Gruppe wohl gefühlt.
- » Ich habe etwas Neues erfahren.

O-TÖNE AUS EINER 4. KLASSE

„Philosophieren ist, wenn man die Antwort nicht weiß, der Antwort näher zu kommen, weil jeder hat doch eine eigene Meinung.“
„Ich find’s lustig, weil man darf denken, wie man will und man darf sagen, was man will.“
„Hier ist es immer ganz still und keiner zappelt rum, weil es ist jeder konzentriert und jeder tut seine Meinung sich im Kopf denken.“
„Beim Philosophieren bin ich den ganzen Tag munter.“
„Manchmal habe ich auch zu Hause Fragen, die ich gar nicht beantworten kann und beim Philosophieren höre ich manchmal einfach zu, was die anderen Kinder sagen, und denke nach.“
„Ich finde Philosophieren so toll, weil keiner kann eine falsche Antwort sagen und keiner kann einen hinterher hänseln.“



Die Lehrerin bedankt sich für das gemeinsame Nachdenken und das intensive Gespräch. Mit dem Pausengong verlassen die Kinder gut gelaunt das Klassenzimmer.

ZURÜCK NACH ENGLAND

Gedankenspiel: Gleiche Begebenheit wie oben. Der Mann wundert sich über das Verhalten des Mädchens und erkundigt sich, warum sie auf einem Friedhof Fußball spielt. Das Mädchen berichtet vom Tod ihres Bruders und dass sie ihn regelmäßig besucht, um mit ihm zu spielen. Mit wertschätzender Anteilnahme bittet der Mann das Mädchen ihm zu sagen, wo der Bruder ihrer Meinung nach jetzt lebt. Das Mädchen freut sich über das Interesse, erklärt ihre Vorstellung und fragt zurück: Was denkst du denn? Auch der Mann gibt seine Gedanken preis. Die beiden verabschieden sich dankbar für das bereichernde Gespräch. Das zufriedene Mädchen schaut dem zufriedenen Erwachsenen noch eine Weile nach, murmelt in Richtung Grab „He is a cool guy“ und nimmt das Ballspielen fröhlich wie zu Beginn wieder auf.

KONTAKT: THOMAS RIEBEL, DIPL.-THEOLOGE
THOMAS.RIEBEL@BISTUM-WUERZBURG.DE
WWW.KINDER-PHILOSOPHIEREN.DE

WELTKIRCHLICH LERNEN – MBINGA



Bei gegenseitigen Besuchen in Mbanga und in Würzburg haben wir Frauen gemeinsam eingekauft, über Ausbildungsmöglichkeiten gesprochen, die Rolle der Frau in Familie, Gesellschaft und Kirche verglichen und viel miteinander gelacht. Frauen haben in Tansania wie bei uns mit vergleichbaren Benachteiligungen und Ungerechtigkeiten zu kämpfen. Diese Wahrnehmung hilft, die Arbeit in Gemeinden und Verbänden mehr an den Interessen von Frauen auszurichten. Erst durch den persönlichen Kontakt – selbst wenn er in Mbanga wohnt – werden seine Sorgen und seine Freuden auch zu meinen Sorgen und meinen Freuden.

Karin Post-Ochel
KDFB Diözesanverband



1. Man braucht viel Geduld! Afrika ist anders als Europa. Bischof Emmanuel hat immer gesagt: „Ihr habt die Uhr und wir haben die Zeit!“
2. Beispielgebend wird Interesse geweckt!
3. Auch bei Rückschlägen - niemals aufhören!

Hermann Karpf
aus St. Gertrud, Schweinheim

Eine Gruppe aus Mitgliedern der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung und der Pfarreiengemeinschaft St. Benedikt Alzenau, ging nach Tansania, um neue Welten und Kulturen kennenzulernen. Einen weltumspannenden Glauben und ein fröhliches Miteinander konnten wir in unserer Partnerdiözese Mbanga erleben. Die Sakramente des Glaubens feierten wir zusammen wie die Taufe und Erstkommunion von über 70 Kindern oder Hochzeiten mit vielen Brautpaaren. Überall waren wir willkommen und daheim. Eine Partnerschaft zwischen Alzenau und Namswea entstand. Gemeinsam zu beten, Eucharistie zu feiern, sich zu vertrauen und gegenseitig zu helfen, war das Ziel. Mit weiteren Unterstützern konnte ein Kindergarten in Ndongosi gebaut und ein Auto für den Pfarrer beschafft werden. In Namswea entstanden Laienbewegungen ähnlich unseren Verbänden. Durch gegenseitige Besuche lernen sich immer mehr Christen in beiden Erdteilen kennen und halten über Email Kontakt. Gemeinsames „Gehen“ ist Lern- und Wegerfahrung, was uns in Freude und Dankbarkeit verbindet.

Siegbert Weiland
aus Alzenau

*Bild: Die „GANG“ Alzenau – Namswea:
Siegbert Weiland / Helmut Rohde-Alzenau,
Ester Kapinga KAB Vorsitzende /
Odwin Kapinga Pfarrer in Namswea.*

DATEN ZUR PARTNERDIÖZESE MBINGA IN SÜDWEST-TANZANIA

MBINGA IST AN DER SÜDWESTGRENZE TANZANIAS ZU MALAWI UND MOSAMBIK GELEGEN. DIE DIÖZESE LIEGT AUF EINER DURCHSCHNITTLICHEN MEERESHÖHE ZWISCHEN 1.000 UND 1.600 M. 92 % DER DORT LEBENDEN MENSCHEN ARBEITEN IN DER SUBSISTENZWIRTSCHAFT, D. H. SIE ERWIRTSCHAFTEN DAS, WAS SIE ZUM LEBEN BRAUCHEN, MIT IHRER HÄNDE ARBEIT (KLEINBAUERN, FELD- UND GEMÜSEBAU, KAFFEE ALS EXPORTGUT, KLEINE HANDWERKER).

IM GEBIET DER DIÖZESE GIBT ES LEDIGLICH IN DER STADT MBINGA EINE EINIGERMASSEN FUNKTIONIERENDE WASSER- UND SEIT DREI JAHREN AUCH EINE MIT DIESEL BETRIEBENE STROMVERSORGUNG. ANSONSTEN GIBT ES IN DER GANZEN REGION WEDER GETEERTE STRASSEN, NOCH WASSERLEITUNGEN UND NUR VEREINZELT SOLARSTROM AUF DEN DÄCHERN VON KLEINZENTREN.

WELTKIRCHLICH LERNEN – ÓBIDOS



Beim Besuch unserer Partnerdiözese Óbidos am Amazonas in Brasilien 2012 begeisterte mich, wie Basisgemeinden ihr Christsein im Alltag leben, sich gegenseitig stützen und ganz selbstverständlich Verantwortung für ein lebendiges und solidarisches Gemeinleben übernehmen.

Ein Beispiel: Eine kleine Fischerge-
meinde an einem Nebenarm des

Amazonas, weit verzweigt und nur mit einem kleinen Boot zu erreichen, trifft sich sonntags in ihrem in Eigenleistung geschaffenen, einfachen und liebevoll ausgestatteten Zentrum am Fluss. Der Pfarrer kommt bestenfalls dreimal im Jahr vorbei. Dennoch ist es für die Gemeinde selbstverständlich und wichtig, jeden Sonntag in der Wort-Gottes-Feier und danach als Gemeinschaft zusammen zu sein. Der Gottesdienst mit vielen verteilten Rollen ist an Lebendigkeit und Farbe kaum zu übertreffen: Tanz der Kinder, Singen und Klatschen, Trommeln und andere Instrumente, Lesungen, frei formulierte Gebete, nach der kurzen Predigt kann sich jede und jeder mit persönlichen Bemerkungen zum Evangelium einbringen. Nach dem Gottesdienst geht es draußen vor der Kirche und am Versammlungsplatz weiter: die Kinder spielen und die Teenager flirten miteinander, die Erwachsenen besprechen mit dem Gemeindeleitungsteam, was in der letzten Woche war und was in der nächsten Zeit ansteht. Noch etwas beeindruckte mich: An diesem Sonntag wurde zusätzlich zur normalen Kollekte der „Monatszehnt“ eingezogen. Auf Nachfrage wurde mir gesagt: Gerade wegen dieses Zehntes fehlte heute kaum jemand; denn es sei für alle Ehrensache, den Beitrag für die Gemeinschaft nicht zu unterschlagen, auch wenn das manchmal nur wenige Reals sein können.

Karl-Peter Büttner
Vorsitzender des Diözesanrates

Jair Batista Garcia
Leiter der Sozialpastoral im Bistum Óbidos,
besuchte im Dezember 2012 die Diözese Würzburg.



Über den Glauben zu reden und welche Bedeutung dieser für das eigene Leben hat, fällt vielen Menschen in unseren Breiten recht schwer. Meistens wird es den Experten, ausgebildeten hauptamtlichen Theologen und Theologinnen überlassen. Eine ganz andere, bis heute eindruckliche Erfahrung brachte mir die Reise in unser Partnerbistum am Amazonas 2012.

Junge und Alte, Männer und Frauen sprechen mit geradezu natürlicher Selbstverständlichkeit über ihren Glauben und seine Relevanz für ihren Alltag. Und sie tun dies nicht als Einzelne, sondern in Gemeinschaft ohne Scheu vor den anderen und mit viel brasilianischem Temperament. Dies ist umso erstaunlicher, da es sich nach unseren hiesigen Maßstäben oft um einfach gebildete Menschen handelt. Diese selbstverständliche religiöse Sprachkompetenz der Laien, die ich in den zwei Wochen am Amazonas erleben durfte, wünsche ich mir für unsere Gemeinden. Nach meiner Überzeugung hängt daran die Zukunftsfähigkeit von Glauben und Kirche.

Dr. Thomas Franz
Stellvertretender Akademiedirektor, Leiter des Arbeitsbereiches
„Theologie im Fernkurs“



Was ich in Würzburg gelernt habe:

1. Planung: Jede Aktivität oder Aktion ist sehr gut geplant, so geht keine Zeit verloren.
2. Zielstrebigkeit: Alle Aktionen sind auf ein Ziel hin gerichtet und dienen diesem direkt.
3. Pünktlichkeit: Die zeitlichen Vorgaben werden genau eingehalten – jeder weiß, wann eine Aktivität beginnt und wann sie endet.

4. Organisation: Eine gute Organisation beugt Schwierigkeiten vor - Organisation geht Hand in Hand mit Perfektion.

5. Transparenz: Das, was getan wird, muss dem Wohl aller dienen und auch alle zufrieden stellen.

Danke an die Diözese Würzburg, für all das, was ich bei euch lernen durfte, ich werde es mein Leben lang nicht vergessen!



Besonders gut gefallen hat mir, wie die soziale und die religiöse Praxis miteinander verbunden sind und mit welcher Ernsthaftigkeit und Begeisterung die Menschen die Bibel lesen und von dort her ihre Lebenswirklichkeit betrachten und gestalten. Das wurde für mich besonders sichtbar, als wir zu einer Zusammenkunft der „Catequese permanente“, der ständigen

Fortbildung der Gemeinden im Bibelstudium, eingeladen waren. Wir trafen dort Vertreter/-innen verschiedener Gemeinden, die jeweils T-Shirts trugen, die mit einem Bibelspruch und einem Bild bedruckt waren, die zu ihrer ganz speziellen Situation passten. Und wir erfuhren, dass die Existenz dieser kleinen Gruppen das soziale Miteinander in den Dörfern spürbar verbessern.

Uta Deitert
Pastorale Mitarbeiterin



Beim Besuch in unserer Partnerdiözese Óbidos hat mich besonders die Rolle der Laien beeindruckt. Sie leiten Gemeinden, feiern Gottesdienste, übernehmen Katechesen und...

Diese Aufgaben werden von verschiedenen Menschen übernommen. Das heißt, dass z.B. die Gemeindeleitung normalerweise nicht die Vorsteherin / der Vorsteher des Gottesdienstes ist.

So entsteht Vielfalt und die Verantwortung für die Kirche vor Ort wird von mehreren Menschen getragen.

Dieses Modell ist zwar nicht eins zu eins auf unsere Diözese zu übertragen, aber wir können davon lernen und uns inspirieren lassen.

Roswitha Spenkuch
Gemeindereferentin



In der Diözese Würzburg habe ich gelernt, dass Organisation, Pünktlichkeit und persönliches Engagement ganz wichtig sind, damit Treffen und Begegnungen stattfinden können. Ein anderer wesentlicher Punkt war für mich die Zusammenarbeit mit einer größeren Gruppe, damit sich die Arbeit auf viele Schultern verteilt.

Begeistert hat mich dort die Verfügbarkeit, für andere da zu sein, und die große Solidarität mit uns. Den Blick auf unser Land Brasilien habe ich sehr differenziert wahrgenommen - wichtig ist das soziale Engagement für und mit uns!

Ana de Lourdes Alves Figueira
Lehrerin, Vorsitzende des Laienrates im Bistum Óbidos

WELTKIRCHLICH LERNEN WIRD IM MAI GANZ KONKRET. WIEDER BESUCHT EINE DELEGATION AUS ÓBIDOS UNSERE DIÖZESE. AUCH DER BESUCH IN GEMEINDEN AUS DEM PILOTPROJEKT „**DER KIRCHE EIN GESICHT GEBEN**“ SIND ZUM GEMEINSAMEN ERFAHRUNGSUSTAUSCH GEPLANT.

DER KIRCHE EIN GESICHT GEBEN

ERGÄNZENDE FORMEN VON GEMEINDELEITUNG

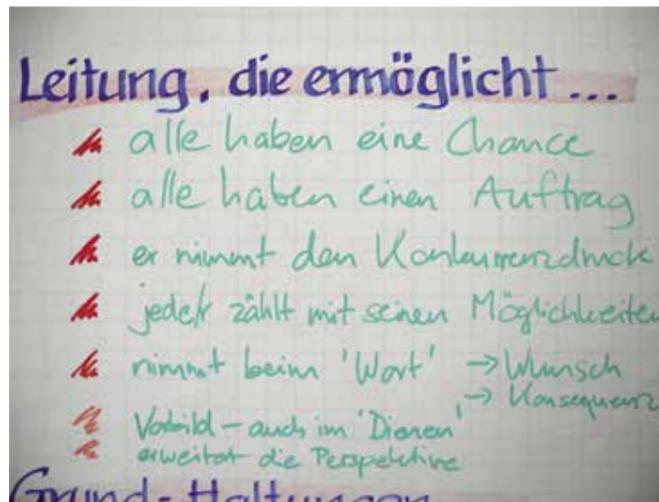
MONIKA ALBERT



Zum ersten Mal trafen sich Anfang März Vertreter/-innen der vier Pfarreiengemeinschaften, die sich am Projekt „Der Kirche ein Gesicht geben – Ergänzende Formen von Gemeindeleitung“ beteiligen, im Mehrgenerationenhaus St. Michael in Bad Königshofen. Im Einzelnen sind es die Pfarreiengemeinschaften Kirche am Zabelstein (Traustadt), St. Christophorus im Baunach-, Itz- und Lautergrund (Baunach), Heilig Geist (Rauhenebrach) und Main-Steigerwald (Eltmann).

„Nähe – Weite – Tiefe“ war die Überschrift der ersten Reflexionsrunde aller Beteiligten im Projekt „Der Kirche ein Gesicht geben“. Nähe, weil sie die Stärke der einzelnen Gemeinden vor Ort ist, Weite, weil nicht mehr alles an jedem Ort geleistet werden kann und muss. Kommt Tiefe hinzu entsteht ein geistlicher Raum. Diese drei Stichworte „Nähe“, „Weite“ und „Tiefe“ zogen sich wie ein roter Faden durch den Tag: Nah blieben die rund 30 Teilnehmenden an den Bedürfnissen der Menschen in den Pfarreiengemeinschaften und groß war ihr Interesse, den Blick zu weiten, voneinander zu hören, wer wo genau im Prozess steht, wie viele Gemeinden sich beteiligen.

Im Projekt „Der Kirche ein Gesicht geben“ wird Leitung nicht isoliert betrachtet, sondern ist eingebunden in nachfolgende Fragestellungen: Was ist unser Auftrag als Kirche für die Menschen in ihrem Lebensraum? Welche Potenziale, Gaben und Charismen haben wir am jeweiligen Ort? Und was ist das Besondere



der jeweiligen Gemeinde, des jeweiligen Ortes, was auch ein Kindergarten oder ein Seniorenwohnheim in einem pastoralen Raum sein kann. Erst wenn diese Fragen besprochen und miteinander geklärt sind, wird nach passenden Formen und Strukturen gesucht. Dabei wird es die Kunst sein, Doppelstrukturen zu vermeiden. An diesem Prozess sind die pastoral Verantwortlichen vor Ort, haupt- wie ehrenamtlich, beteiligt. Sie sind die Prozessgestalter und werden dabei von Gemeindeberater/-innen aus unserer Diözese kompetent begleitet. Aufbauend auf dem Expertenwissen und der Ortskenntnis der Verantwortlichen vor Ort werden dann passgenaue Formate für den jeweiligen pastoralen Raum zu finden sein.

Biblische und spirituelle Impulse gestaltete an diesem Tag Hermann Simon, Mitarbeiter/-innenseelsorger im Referat Geistliches Leben. Das Ineinander von „actio“ und „contemplatio“ prägten den Tag. Spirituell und theologisch verortet ist die Vision von einer Kirche der Beteiligung der Ausgangs- wie Zielpunkt im Projekt „Der Kirche ein Gesicht geben“. Denn erst die Verwirklichung



des Sendungsauftrags aller Getauften gibt Kirche ein Gesicht vor Ort und ermöglicht, dass Kirche vor Ort lebendig bleibt. Das konkretisiert sich, indem den Gläubigen vor Ort auch Leitungskompetenz unterstellt und dieser vertraut wird. Dabei bleibt die Gesamtverantwortung des Pfarrers bestehen, geht es doch um die gemeinsame Sendung und Verantwortung. Gleichzeitig verändern sich die Rollen der Beteiligten und das Miteinander von von Haupt- wie Ehrenamtlichen.

Aus drei unterschiedlichen Perspektiven setzten sich die Teilnehmenden mit Leitung, die ermöglicht, auseinander: aus biblisch-spirituelle, organisationsentwicklerischer wie kirchenrechtlicher Sicht wurde Leitung thematisiert. Leitung, die ermöglicht, berührt die inneren Bilder von Kirche und Gemeinde und verändert gewohnte Rollenbilder: Ehrenamtliche sollen eben nicht in Lücken springen, die Hauptamtliche hinterlassen, sondern ihre Mitarbeit gründet in der Berufung und Sendung durch Taufe und Firmung. Damit erfährt auch die Rolle von Hauptamtlichen eine andere Qualität. Sie werden in Zukunft vielmehr als Theolog/-innen, geistliche Begleiter/-innen, Prozessgestalter/-innen, Motivator/-innen und Charismenentdecker/-innen agieren. Leitung, die ermöglicht, wurde auch in verschiedenen Rollengruppen (leitende Pfarrer, pastorale Mitarbeiter/-innen, Gremienvertreter/-innen) vertieft. Für hauptamtliche Mitarbeiter/-innen bedeutet dies, sich eben nicht zurückzuziehen, sondern Interesse zu zeigen, Mut zu machen, anzuerkennen, statt zu bewerten, auf eigene, ungenutzte Stärken und Potentiale zu stärken oder das Verhältnis von Eigeninitiative und Gesamtverantwortung gut auszubalancieren und verlässlich zu kommunizieren. Vertreter/-innen aus den Gremien betonten darüber hinaus, dass das Zutrauen und Vertrauen auch

einen Rahmen bedarf, der Sicherheit gibt und nicht vorschnell einengt. Ebenso stärken Beauftragungen die Rolle der Verantwortlichen und geben Rückendeckung.

Domkapitular Christoph Warmuth, der als Vertreter der Diözesanleitung den ganzen Tag anwesend war, ermutigte die Runde, Kirche als Netzwerk von pastoralen Orten, die ganz unterschiedliche Schwerpunkte haben können, zu gestalten. Das entlastet und befreit auch Gemeinden wie Verantwortliche vor der Überforderung, alles selbst leisten zu müssen.

Das Feedback der Teilnehmenden, bezogen auf Inhalt, Atmosphäre, methodischer Gestaltung und Relevanz für ihr Projekt vor Ort, war positiv. „Wir gehen hoffnungsvoll in die nächste Runde“ resümierte eine Teilnehmerin.



© SonneDo / pixelio.de

KONTAKT:
MONIKA ALBERT
DIÖZESANBEAUFTRAGTE FÜR DEN DIALOGPROZESS
IM BISTUM WÜRZBURG
MONIKA.ALBERT@BISTUM-WUERZBURG.DE
WWW.DIALOG.BISTUM-WUERZBURG.DE

WEGE ENTSTEHEN IM GEHEN

ERFAHRUNGEN IM DIALOG- PROZESS MIT DEN MODELL- GEMEINDEN LITURGIE

BERNHARD HOPF



Eigentlich ist es ja nichts Neues, dass sich Menschen ihre Feiern selbst gestalten und so neu den alten Satz in ihre Wirklichkeit umsetzen, dass sich mit der Kirche auch die Liturgie immer wieder erneuern muss, weil sie ja das Leben der Menschen feiert. So hat auch der Dialogprozess in unserem Bistum neue Anstöße zur kritischen Reflexion der Liturgie und zu neuen Experimenten bewirkt. „Modellgemeinden Liturgie“ nannte sich ein Projekt mit haupt- und ehrenamtlichen Liturgieverantwortlichen, die sich in den vergangenen zwei Jahren auf den Weg gemacht haben, verschiedene liturgische Feiern anzusehen, kritisch zu würdigen, nach neuen Wegen gefeierten Glaubens zu suchen und diese vor Ort, eben in den Modellgemeinden, zu erproben. Die bisherigen Ergebnisse sind wirkliche Hoffnungszeichen für den Prozess der Liturgieerneuerung in unserer Diözese angesichts größer werdender Seelsorgsräume mit ihren ganz unterschiedlichen Glaubens- und Feieryemeinschaften. Um es aber auch gleich vorweg zu sagen: Neben all dem Neuen darf und soll natürlich auch das Gewohnte und sinnvoll Tradiertere seinen Platz beibehalten und gefeiert werden. Das kennzeichnet die Vielfalt der Liturgie. Bischof Friedhelm betonte in seinem Hirtenwort zur Einführung des neuen Gotteslobes: „Ich ermutige dazu, das gemeinsame Beten, Singen und Loben Gottes in all unseren Kirchen und in all den unterschiedlichen Formen der Liturgie als eine wichtige Aufgabe in dieser Stunde unserer Kirche in Würzburg miteinander zu tragen und Wert zu schätzen.“

Behutsam und theologisch reflektiert wurden in den Treffen der Liturgieverantwortlichen aus den Modellgemeinden auf Bistumsebene die Fragen angegangen: Welche Liturgie kann und muss, wann und wo gefeiert werden, damit sich die Menschen in den Feiern gut aufgehoben fühlen und ihren Glauben feiern können. Diese Fragen können nur im Kontext der konkreten Gegebenheiten vor Ort und den unterschiedlichen Feieryemeinden beantwortet werden. Liturgietheologisch wird in Zukunft immer mehr die Frage im Vordergrund stehen, wie die christlichen Festgeheimnisse in unserer heutigen Gesellschaft transparent gemacht werden können und wie sich damit die Feier der Heilsgeheimnisse verändert. Dabei ist die Rede von der Vollform der Liturgie, den Teilliturgien, weiteren Feiern und den präliturgischen Formen immer im Blick auf die konkrete feiernde Gemeinde zu führen. So feiert heutzutage ein großer Teil der Christen das Weihnachtsfest ausschließlich in der sogenannten „Kindermette“, ohne dass ihnen etwas am Weihnachtsfest fehlt. Diese Gegebenheiten zu sehen und sie pastoral so auch stehen lassen zu können, ist eine der prekären Herausforderungen einer Kirche, die für Menschen heute offen ist und sie in ihrer Glaubens- und Lebensgestaltung ernst nimmt.

Im Dialogprozess wurde immer wieder deutlich, dass es gerade im Bereich der Liturgie motivierte Menschen gibt, die in kreativer Weise auf dem Fundament der kirchlichen Liturgie nach neuen Wegen suchen und diese auch verantwortet gehen. Das unterstreicht Bischof Friedhelm in seinem Hirtenbrief: „Von daher kann es nur ein Miteinander der liturgischen Ämter und Dienste und ein Miteinander und ein gegenseitiges Ergänzen der liturgischen Formen geben. Dies gilt es zu fördern und nicht zu unterbinden.“



KONTAKT: BERNHARD HOPF
REFERENT FÜR LITURGIE UND LITURGISCHE BILDUNG
LITURGIREFERAT DIÖZESE WÜRZBURG
BERNHARD.HOPF@BISTUM-WUERZBURG.DE
WWW.LITURGIE.BISTUM-WUERZBURG.DE



KONKRET VOR ORT – „MODELLGEMEINDEN LITURGIE“ IN BAD BRÜCKENAU

Haupt- und ehrenamtliche an der Liturgie Interessierte haben sich in Bad Brückenau zusammengefunden. Es wurde schnell deutlich, dass liturgische Vielfalt in zwei Pfarreiengemeinschaften, die zu einem Seelsorgeraum zusammenwachsen, nur im Miteinander aller liturgischer Dienste gehen kann.

Mit fachlicher Begleitung des Liturgiereferates wurden neue Formen, auch an ungewöhnlichen Orten, erprobt und bewährte Formen reflektiert. Haupt- und Ehrenamtliche lernten miteinander. Der Austausch in Bad Brückenau wie auch zwischen den einzelnen Modellgemeinden auf Bistumsebene beflügelte und wurde so zu einer Ressource für die einzelnen Feiern vor Ort.

Eine Frage, die immer wieder auftauchte, war: Wie bewerben und machen wir auf unsere Liturgien aufmerksam? Wie sprechen wir Menschen an, die mit Kirche nicht mehr viel am Hut haben? Deutlich wurde, dass Geduld und langer Atem notwendig sind, um in guten Kontakt mit den Menschen zu kommen und zu bleiben, gerade wenn der Fokus – wie in Bad Brückenau – auf den 85 % der Christen lag und liegt, die nicht mehr zum Gottesdienst der Gemeinde kommen.

LERNERFAHRUNGEN IN BAD BRÜCKENAU WAREN:

- > Es gelingt und es lohnt sich, über den eigenen Kirchturm hinaus zu denken. Für das Team, das sich in Bad Brückenau gefunden hat, spielten Pfarrei – oder auch Pfarreiengemeinschaftsgrenzen keine Rolle.
- > Im respektvollen wie im vertrauenden Miteinander entsteht liturgische Vielfalt.
- > Die Auseinandersetzungen mit neuen liturgischen Formen ist immer wieder notwendig und lässt Verantwortliche die Rolle der Lernenden einnehmen. Es geht dabei nicht darum, wer recht oder unrecht hat, sondern, welche Möglichkeiten in einem Seelsorgeraum erst im Miteinander gesehen und genutzt werden können, damit die Frohe Botschaft nah an den Menschen heute ist und die verschiedenen Lebensorte einer mobilen Gesellschaft wahrnimmt. Auch das Team selbst wuchs zu einer spirituellen Gemeinschaft durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebens- und Glaubensgeschichte. Vielleicht sind gerade solche Gruppen neue Gemeindegründungen in heutiger Zeit?
- > Auf Bistumsebene werden die Modellgemeinden weiterhin von der Dialogstelle und dem Liturgiereferat begleitet. Ein regelmäßiges Treffen aller Beteiligten soll installiert werden, um als Lernende auf dem Weg zu bleiben.



UNTERWEGS IM GESPRÄCH

BEGLEITET VOM
AUFERSTANDENEN LK 24,13–35



PROF. DR.
GÜNTER LANGE



FARBHOLZSCHNITT VON
THOMAS ZACHARIAS:
GANG NACH EMMAUS, 1966,
40 X 60 CM

ZUM KÜNSTLER

Thomas Zacharias, geboren 1930, 1966 bis 1995 Professor für Kunsterziehung an der Akademie der Bildenden Künste München, zeitweise Präsident der Akademie. In der religionspädagogischen Öffentlichkeit wurde er durch die Serie „Farbholzschnitte zur Bibel“ bekannt. Davor lagen die Farbholzschnitte zum biblischen Teil des „Glaubensbuches“ für das 3. und 4. Schuljahr (1963), danach kam „Die Bibel in Auswahl“ nach der Übersetzung Martin Luthers mit ca. 120 Radierungen (1992), sowie „Radierungen zur Bibel“ (1993).

Als theologischer Berater bei den Farbholzschnitten assistierte dem Künstler der Würzburger Theologieprofessor Paul Neuenzeit.

THEMATISCHE INFORMATIONEN

Am dritten Tag nach der Hinrichtung Jesu, also am Ostersonntag, verlassen zwei seiner Jünger gemeinsam Jerusalem. Sie gehören offensichtlich nicht zum engsten Kreis der dort verbliebenen Gefolgsleute Jesu. Einer der beiden heißt Kleopas; im anderen Jünger hat die spätere Tradition Lukas, den Erzähler der Emmauserzählung, vermutet. Tageszielort ist das nicht eindeutig lokalisierbare Emmaus, vermutliches Heimatdorf zumindest eines der beiden Männer. Das Interesse Lukas' an dieser Perikope ist theologisch, nicht geographisch orientiert, deshalb eignet sie sich besonders zur Übertragung auf heutige österliche Lebens-, Weg- und Glaubensmitteilungen.

Auch deshalb legt der Erzähler Wert darauf, dass die beiden Jünger ihn zuerst nicht wiedererkannten. „Sie waren wie mit Blindheit geschlagen, so dass sie ihn nicht erkannten“ (Lk 24,16). Erst im Nachhinein, als ihnen die Augen für den Auferstandenen aufgegangen sind, merken sie: „Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloss?“ (Lk 24,34).

Damit diese österliche Christus-Erfahrung nicht nur ihre privatpersönliche Erkenntnis bleibt, endet die Geschichte der beiden Emmaus-Pilger nicht in Emmaus, sondern die beiden vergewissern sich ihrer neuen Erkenntnis, indem sie schleunigst – also noch in der Nacht – aufbrechen und zu den versammelten Aposteln stoßen. Dort wird ihre Erfahrung integriert in die Oster-Erfahrung der „Gemeinde“.

In der darstellenden Kunst früherer Zeiten hat besonders die Schlusspointe Interesse gefunden: die Einladung an den fremden Mitwanderer zum Bleiben und der Beginn des Mahlgeschehens. Es dürfte aber kein Zufall sein, dass heute vor allem das Unterwegssein im Glauben, der Austausch auf dem gemeinsamen Weg und das anonyme Dabei-Sein des Auferstandenen Künstler zur Inszenierung reizt (vgl. Schneider).

ZUR DRUCKTECHNIK

Der Holzschritt ist ein Hochdruckverfahren und steht – noch vor Erfindung der beweglichen Lettern – am Beginn der Reproduktionstechniken. Die leeren Stellen des Bildes, bei denen das Papier unbedruckt bleibt, werden aus der Holzplatte ausgeschnitten. Die erhabene Restoberfläche wird eingefärbt und in einer Presse auf Papier abgedruckt. Das Bild erscheint seitenverkehrt. Der Farbholzschnitt besteht aus mehreren Druckplatten für verschiedene Farben, wobei eine nach der anderen passgenau übereinander gedruckt werden. Wegen seiner elementaren Ausdruckskraft war der Holzschritt bei den Expressionisten beliebt. Bei den „Farbholzschnitten zur Bibel“ begünstigt diese Technik den Zugang zu nicht-illustrativen Bedeutungsschichten.

BILDBESTAND – BILDDYNAMIK

„Schmales Hochformat, betonte Senkrechte.

Drei Zonen, eine untere schwarze und eine obere lichte Zone, dazwischen ein ausgedehntes grünes Mittelfeld durch das ein schmaler Weg verläuft – in leichter Biegung eingespannt zwischen unten und oben. Ein Weg mit Schwung. Die Leserichtung geht vom vorderen Rand unten zum oberen Randstreifen.

Der schwarze Block unten ist aufgesprengt.

Drei blau gekleidete Gestalten in Rückenansicht treten in die Öffnung. Sie schreiten voran. Sie haben Beziehung zueinander gefunden. Die beiden seitlichen Figuren lehnen sich an die mittlere. Der Mittlere ist der Schrittmacher. Das Weiß um seinen Kopf hebt ihn hervor, allerdings sehr diskret. Er ist einer von ihnen. Es ist ihr gemeinsamer Weg. Die Gruppe findet von verschiedenen Ausgangspunkten zur gleichen Richtung. Sie löst sich aus der schwarzen Blockierung und schreitet voran ins offene Feld.

Die schwarzen Linien, die das grüne Mittelfeld durchziehen und gliedern, laufen schräg oder quer zum Weg und lassen die Länge der Strecke erahnen. Der durchgehende Weg führt zum Lichtstreifen oben – und geht zugleich weiter, darüber hinaus.

Das Gelbgrün oben erscheint als eine Steigerung der grünen Fläche, als ihre lichte Spiegelung. Das Orange der Häuser des angedeuteten Ortes findet sich bereits in Spuren auf dem Weg und bis hinunter zu den drei Weggefährten.

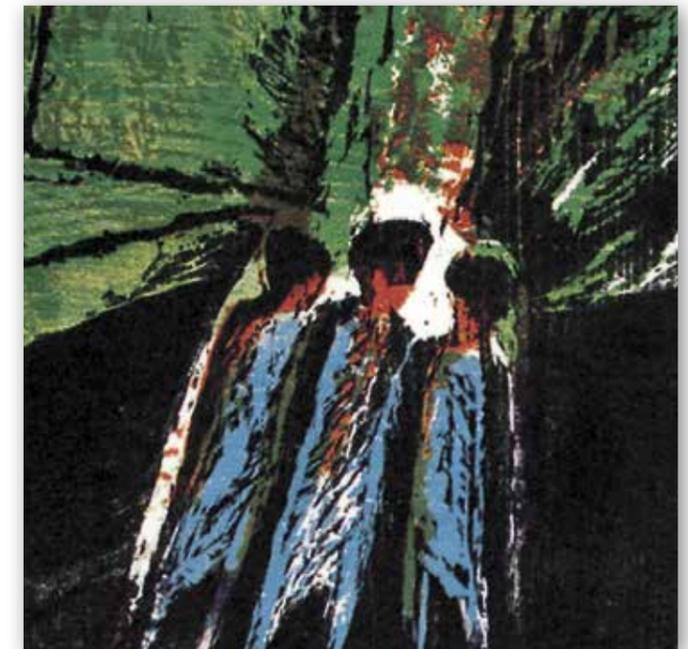
Das Ziel selbst wird hervorgehoben durch ein Gehäuse, in dem ein roter Kreis auf weißem Grund signalartig den Blick auf sich zieht. – Jahre später hätte ich den Weg weniger übersichtlich verlaufen lassen.“

(Thomas Zacharias)

DREI VORSCHLÄGE ZUR DEUTUNG

„Der eigentliche Raum des Bildes, der ‚leere Mittelpunkt‘, ist die gespannte Welt zwischen Christi Tod und künftiger Herrlichkeit, die Zeit der Kirche, der Lebensweg eines jeden, bedroht von schwarzen Todesschlingen, spärlich erhellt von Funken des himmlischen Jerusalem, aber doch bestimmt von der Hoffnung auf den neuen Himmel und die neue Erde. Durch viele Schattierungen ist dieser Raum des Hoffens und Lebens, des Argumentierens und Zweifels zurückzulegen. Und immer wieder scheint es, als stünde man erst am Anfang dieses Weges, sich nicht bewusst, dass der Unbekannte, der in unserer Mitte geht, der Herr ist.“

(Paul Neuenzeit)





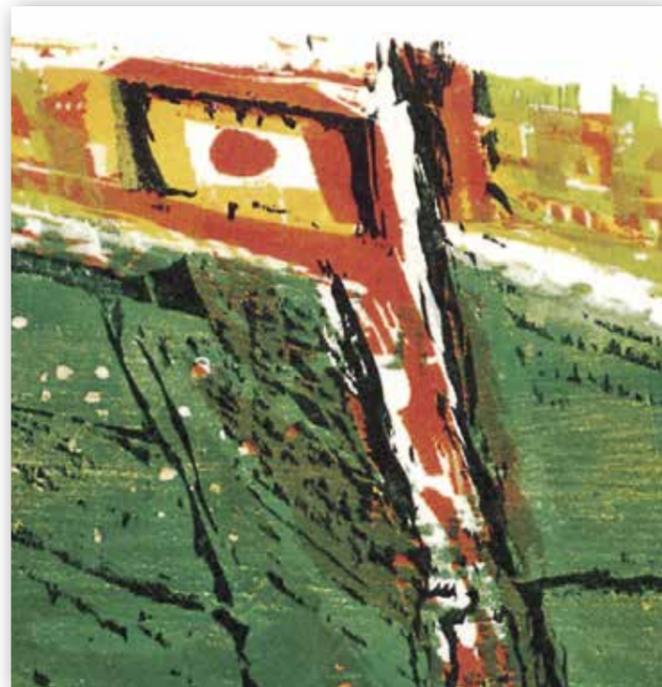
DR. STEPHAN STEGER



„An Ostern wird ein neuer Weg eröffnet. Aus der Todeszone ins Freie. Nach oben. Ins Licht. Wir nennen es: das neue Leben. Mit dem auferstandenen Jesus Christus hat es begonnen. Leben heißt: Neue Beziehungen knüpfen. Fülle des Lebens, österliches Leben heißt: Jetzt schon in einem neuen Beziehungsgeflecht stehen und miteinander gehen. Ein neues Miteinander ausprobieren.

So wie die Jünger auf dem Weg nach Emmaus scheinbar zufällig sich auf den Fremden einlassen, miteinander weitergehen, sprechen, sich austauschen und unbemerkt darin Kontakt mit dem Auferstandenen nehmen. Das gipfelt in der Einladung zum Beieinanderbleiben, zur Einkehr ins Haus, im gemeinsamen Mahl. Der dort erfolgende Erkenntnisblitz führt die Jünger schließlich in die Gemeinschaft, aus der sie sich schon verabschiedet hatten. Da beginnt Kirche als Erzählgemeinschaft.

Im Bild liegt das alles noch vor den Jüngern. Sie stehen am Anfang ihres Weges. Der obere Streifen, das Ankommen und die Mahlfeier sind für den Betrachter der Szenerie wie eine leuchtende Vision gestaltet, eine Vorschau, von der die unten Befindlichen nur Andeutungen mitbekommen.



Nicht das einmalige historische ‚Emmaus‘ ist gemeint, sondern die durch Ostern eröffnete Gemeinschaft und ihre Zukunft als ‚Kirche unterwegs‘, und zwar nicht erst und nicht nur im festen Gehäuse, sondern auch ‚draußen‘, im freien und entsprechend unübersichtlichen Gelände unseres gesellschaftlichen Miteinanders – sich einlassend aufeinander, sich austauschend miteinander, klagend über enttäuschte Hoffnungen und doch angesteckt vom Vertrauen, dass der auferstandene Herr heimlich mitgeht, sich einmischt, Ohren, Augen und Herzen öffnend.

Unser Christsein bewegt sich hier und heute in der Spannung zwischen unten und oben, zwischen dunkel und hell, zwischen ‚schon‘ und ‚noch nicht‘. Genau das ist die Situation des nachösterlichen Glaubensweges der Kirche.“

(Günter Lange)

„Ein wesentlicher Inhalt des biblischen Osterglaubens, besonders artikuliert in den Erzählungen von Begegnungen mit dem Auferstandenen, ist die neue Nähe Jesu zu den an ihn Glaubenden, die Endgültigkeit seines Daseins für sie und seines Mitseins mit ihnen. Diese Nähe ist prinzipiell überall erfahrbar, in der Gemeindeversammlung ‚am Abend des ersten Wochentages‘, ‚beim Brechen des Brotes‘ (Lk 24,35), beim Schriftgespräch (Lk 24,27), bei jedem gemeinsamen Bedenken der eigenen Situation (Lk 24,14f), bei der beruflichen Arbeit (Joh 21,1-14), in der Begegnung mit einem Fremden (Lk 24,13-35) wie im Kreis der vertrauten Bekannten (Lk 24,36-49; Joh 19,19-29), überall, wo zwei oder drei im Namen Jesu zusammenkommen (Mt 18,20), ‚alle Tage bis ans Ende der Welt‘ (Mt 28,20). Er kommt nahe als einer, der füreinander und für den Glauben aufschließt (Lk 24,27.32.45), der zusammenführt und zum Handeln aus dem Glauben ermutigt und befähigt. Was vor dem Tod nie gelingen wollte wird nun Wirklichkeit: endlich verstehen ihn die Jünger, endlich gelingt die Kommunikation. Diese neue durch Tod und Auferstehung ermöglichte Begegnung ist dichter als jede vor dem Tod mögliche Begegnung, sie kann als ‚Sein im anderen‘ beschrieben werden (z. B. Joh 14,20)“.

(Franz-Josef Nocke)

POSTSKRIPTUM

Das Bild ist offen für weitere biblische Bezüge, z. B. lässt es sich zusätzlich beziehen auf Psalm 23 (Der Herr ist mein Hirt): Er lässt mich lagern auf grünen Auen, führt mich, leitet mich, in finsterner Schlucht, ist bei mir, gibt mir Zuversicht, deckt mir den Tisch, füllt mir reichlich den Becher oder auch auf die österliche Ur-Erfahrung Israels im Durchzug durch das Rote Meer.

LITERATUR

- Kassing, Altfred, Auferstanden für uns, Mainz 1969, 76-87; S. 166-174.
- Lange, Günter, Bilder des Glaubens. 24 Farbholzschnitte zur Bibel von Thomas Zacharias, München 1978, S. 112-114.
- Neuenzeit, Paul, Loses Blatt als Verlagsbeilage zum Farbholzschnitt „Emmaus“, München 1966.
- Nocke, Franz-Josef, Liebe, Tod und Auferstehung, München 1986, S. 150ff.
- Schneider, Jan Heiner, Jesus auf Erden, München 2013, S. 104-105, (zu Karl Schmidt-Rottluffs Holzschnitt „Gang nach Emmaus“ von 1918).
- Zacharias, Thomas, Farbholzschnitte zur Bibel, München 1966.

AUTOR

Prof. Dr. Günter Lange, Professor em. für Religionspädagogik in Bochum. Er zählt zu den großen Kennern christlicher Kunst.

„AUF DEN WEG GEBRACHT“ –

PROJEKT LITURGIEKARTEN KONKRETE HILFEN FÜR DIE GOTTESDIENSTGESTALTUNG IN DEN UNTERSCHIEDLICHEN GEMEINDEN

2010 veröffentlichten die Bischofskonferenzen Deutschlands und Österreichs Leitlinien für die Gottesdienstgestaltung an den kirchlichen Festtagen um Ostern, Weihnachten und Fronleichnam, die von ihrem ekklesiologischen Ansatz sehr unterschiedlich waren. Sollen die großen Festtage nur noch an zentralen Orten gefeiert werden? Kann jede Gemeinde vor Ort gerade so viel von den zentralen Feierformen übernehmen, was auch ohne Priester möglich ist? Ist ein liturgischer Reichtum an unterschiedlichen Feierformen gerade an den hohen Festtagen wiederzuentdecken? Eine zeitgleich im Bistum Würzburg durchgeführte Umfrage zeigte sehr deutlich, dass je nach Situation vor Ort ganz unterschiedliche Konzepte notwendig sind und zum Teil auch schon praktiziert werden. Dies ist abhängig jeweils von der personellen Ausstattung einer Pfarreiengemeinschaft ebenso wie von lokalen Gegebenheiten: zentrale Gemeinde oder mehrere gleichgroße

Gemeinden nebeneinander; kurze Wege zwischen den einzelnen Kirchenräumen oder große Distanzen zwischen den einzelnen Kirchtürmen. Bischof Friedhelm und die diözesane Liturgiekommission waren sich angesichts dieser Situationsanalyse einig, den Gemeinden im Bistum mehr Anregungen für die Gestaltung der kirchlichen Festtage zu geben als eine regulierende Rahmenordnung. Mit den Impulsen aus dem diözesanen Dialogprozess bot sich nun die Gelegenheit, dieses Projekt in Angriff zu nehmen. Bei den vielfältigen Rückmeldungen aus dem Dialogprozess war die Fokussierung auf die kirchlichen Festtage eine naheliegende Perspektive. Dieses Thema berührt ebenso die Frage nach dem Verhältnis von Eucharistie und weiteren Gottesdienstformen als auch die Einbindung aller Getauften und Gefirmten in die Verantwortung gottesdienstlicher Gestaltung.



Mit 13 Modellgemeinden (vgl. hierzu der Artikel „Wege entstehen im Gehen“ von Bernhard Hopf in diesem Heft) konnten in der Advents- und Weihnachtszeit und in der Fasten- und Osterzeit 2013 und 2014 unterschiedliche gottesdienstliche Konzepte und neue Gottesdienstformen ausprobiert und reflektiert werden. Bewusst wurde dabei ein Schwerpunkt auch auf andere Gottesdienstformen neben der „Hochliturgie“ der kirchlichen Feiertage, auf niederschwellige Gottesdienstmodelle und auf präliturgische Feierformen gelegt. Bei der sich verändernden Gestalt der Gottesdienstformen in den Pfarreiengemeinschaften besteht die Chance, mit neuen und präliturgischen Formen auch die Menschen einzuladen und anzusprechen, die den Weg in die Kirche nur selten oder noch gar nicht gefunden haben. Der Erfolg der „Nacht der offenen Kirchen“ in vielen Städten unseres Bistums zeigt das Interesse an solchen präliturgischen Formen.

Die Projektphase der Modellgemeinden konnte Mitte 2014 abgeschlossen werden. Die konkreten Feiermodelle, die erarbeitet und konkret erprobt wurden, werden über die Internetseiten des Liturgiereferates zugänglich gemacht.

Die Ergebnisse, die Gestaltungsgrundlagen und -impulse sind eingeflossen in die Liturgiekarten, deren erster Satz zu den österlichen Feiertagen nun vorliegt. Zu jedem Themenkreis gibt es kurze Einführungen, Erklärungen und Gestaltungsimpulse.

So findet sich zu Beginn jeweils eine Karte, die den Feiergehalt, die Theologie bzw. den Inhalt eines Festtages erklärt. Hinzu kommt eine weitere Karte, die die Feiargestalt darstellt (z.B. Aufbau der Osternacht). Eine weitere Karte beschreibt die Möglichkeit, wie Teile aus der Vollform der Liturgie der Kirche eigenständig gestaltet und gefeiert werden können (z.B. die Feier der Vigil, also der erweiterte Wortgottesdienst aus der Christmette als eigenständige Gottesdienstform). Schließlich werden weitere und ergänzende Gottesdienstformen aufgezeigt (Formen der Stundenliturgie, Ölbergwache, Kreuzweg u.ä.). Eine letzte Karte gibt Impulse zu präliturgischen Formen wie Konzerte, gestaltete Kirchenbesuche, spirituelle Wanderungen oder Kunstinstallationen im Umfeld der Kirchen.

Die Form der Karten wurde gewählt, um schnell und kompakt hilfreiche Informationen an alle weiter zu geben, die auf der Suche nach Gestaltungsimpulsen sind. Eine Probeflieferung war in der Fastenzeit bereits an die Gemeinden des Bistums gegangen, um sie denen zugänglich zu machen, die Gottesdienste in diesen Tagen planen und gestalten. Die Karten sind aber auch bequem über die Internetseiten des Liturgiereferates abrufbar.

Mit dem Folgesatz zu den Festtagen zu Advent und Weihnachten soll dann auch eine einfache Faltbox mitgeliefert werden, die den Liturgiekarten einen geeigneten Aufbewahrungsraum bietet.

Insgesamt ist angedacht, dass das System einer einfachen und kompakten Information über die Feierinhalte der liturgischen Feste und Formen und die Gestaltungsimpulse auf alle Themenkreise erweitert wird. So sind Karten zu den Kasualien wie Taufe, Trauung oder den vielfältigen Beerdigungsformen denkbar, aber auch zu allen Formen von Segensfeiern im Laufe eines Jahres und eines Lebens. Schließlich wären auch Karten zu den vielen Feierformen des liturgischen und gemeindlichen „Alltags“ wünschenswert.

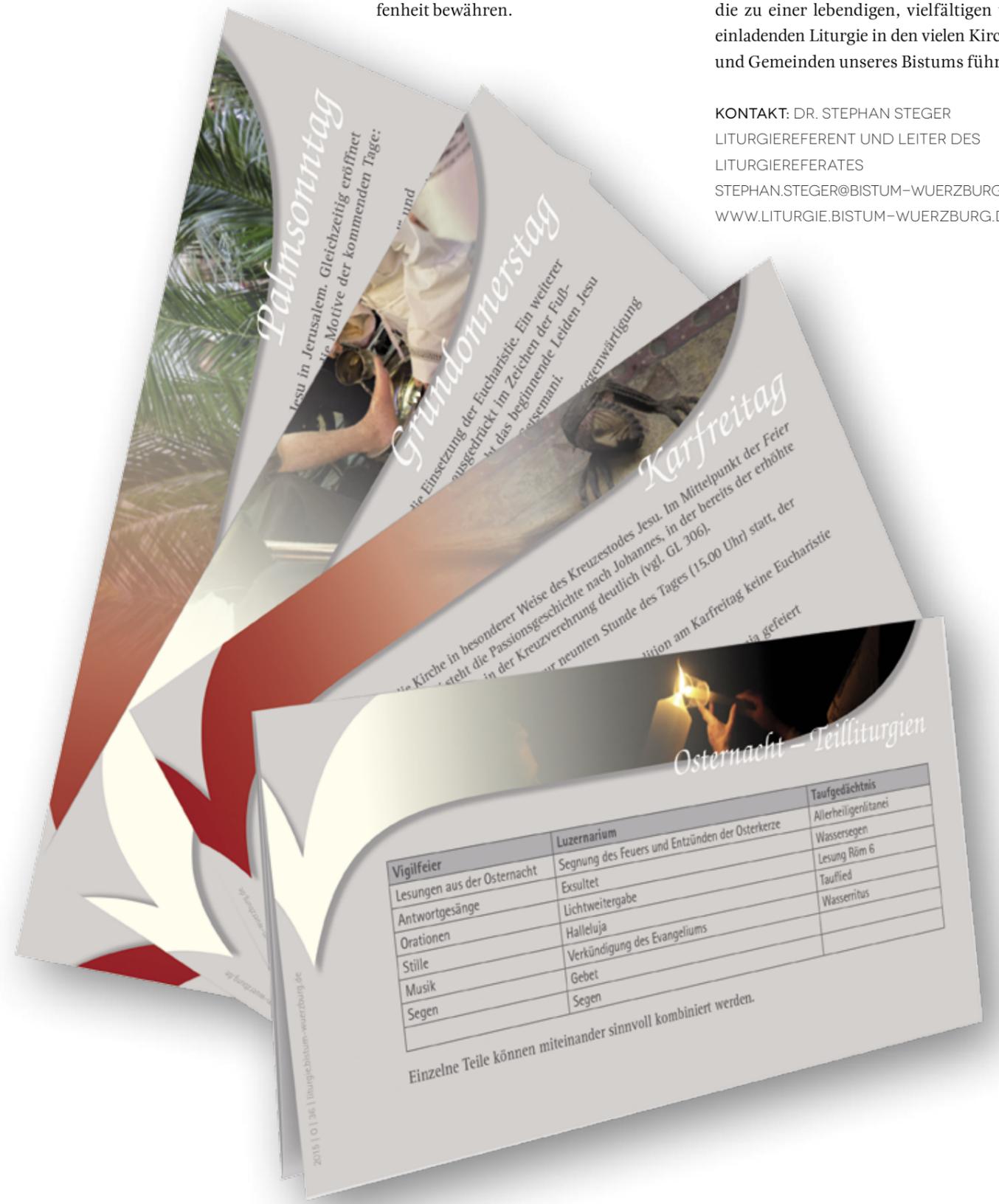
Erste Erfahrungen zeigen, dass es noch einmal gut zu überlegen gilt, wie die Aufbereitung dieser kompakten Informationen tatsächlich geschehen kann. Sind die Karten eine nicht nur innovative, sondern auch praktische Form? Wie kann die Präsentation des Materials gelingen, dass es

jederzeit ergänzt, aktualisiert und gegebenenfalls korrigiert werden kann? Und wie muss eine Sprache sein, dass die Inhalte kompakt und vollständig, aber verständlich bleiben?

Das Projekt Liturgiekarten bleibt ein offenes und bewegliches Projekt in jeglicher Hinsicht und wird sich nur in dieser Offenheit bewähren.

Wichtig für die Anwender, die vielen Interessierten und Engagierten vor Ort wird sein, dass sie sich anregen lassen, dass sie Orientierung finden und Impulse aufnehmen, die richtigen Formen und Konzepte für ihre Situation, für ihre Möglichkeiten und für die Menschen in ihren Gemeinden aus den Liturgiekarten herauslesen, die zu einer lebendigen, vielfältigen und einladenden Liturgie in den vielen Kirchen und Gemeinden unseres Bistums führt.

KONTAKT: DR. STEPHAN STEGER
LITURGIREFERENT UND LEITER DES
LITURGIREFERATES
STEPHAN.STEGER@BISTUM-WUERZBURG.DE
WWW.LITURGIE.BISTUM-WUERZBURG.DE



Vigilfeier	Luzernarium	Taufgedächtnis
Lesungen aus der Osternacht	Segnung des Feuers und Entzünden der Osterkerze	Allerheiligentanz
Antwortgesänge	Exsultet	Wassersegnen
Orationen	Lichtweitergabe	Lesung Röm 6
Stille	Halleluja	Tauflied
Musik	Verkündigung des Evangeliums	Wasseritus
Segen	Gebet	
	Segen	

Einzelne Teile können miteinander sinnvoll kombiniert werden.

GOTT SCHENKT FREUNDSCHAFT

FIRMPASTORAL DER ZUKUNFT IM GESPRÄCH

KLAUS BECKER



Die Ikone der Freundschaft zielt nicht nur die Einladung zu den Regionalgesprächen in den neun Landkreisen des Bistums (Januar bis Juni), sondern will als Leitbild gleichsam einen Grundton anschlagen, der dem Sakrament der Firmung zugleich Aktualität und Lebensnähe zuspricht. Das Bild will den Blick sensibilisieren, dass in den Begegnungen mit den jungen Menschen in der Vorbereitung auf das Firmesakrament das Thema Freundschaft ein besonderes Gewicht bekommt. Die Zusage der Freundschaft Gottes für ihr Leben sollen junge Christen im Sakrament der Firmung als Stärkung, Hoffnung und Wegweisung erfahren. Abt Menas weiß sich von Christus auf seinem Weg begleitet, ja von einem Freund gehalten und gestützt.

Firmpastoral ist und bleibt eine wichtige pastorale Herausforderung, die für die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter/-innen viele Fragen aufwirft. Sie wissen dabei nur zu gut, dass es keine schnellen und einfachen Lösungen gibt. Das zeigten die ersten Gesprächsrunden. „Es ist wichtig, dass wir über die pastoralen Herausforderungen miteinander im Gespräch bleiben!“ brachte Weihbischof Ulrich Boom das Ziel der Gesprächsabende auf den Punkt.

Die Regionalgespräche wollen sowohl die verschiedenen Beweggründe als auch die Hindernisse in der Firmpastoral ins Gespräch bringen und so zu einer gegenseitigen Ermutigung und Bestärkung beitragen. Zudem wollen sie zu einem qualifizierten Austausch über wesentliche Erfahrungen beitragen.

Regelmäßig ist auch die Organisation der Firmung in unserer Diözese ein Thema. Damit vor allem die Firmspendung selbst als eine nachhaltige Erfahrung in Erinnerung bleiben kann, sollte sie ein stimmiger Höhepunkt der gesamten Vorbereitungszeit sein. Im Blick sind deshalb beispielsweise die Abstimmung von Firmterminen mit der Vorbereitung vor Ort, der Wunsch nach Begegnung der Firmlinge mit dem Bischof, die Einbindung in das Gemeindeleben oder die Gestaltung der Firmgottesdienste.

Deutlich zeigt sich dabei die Kreativität und ein ungebrochen großes Engagement der Verantwortlichen in der Vorbereitung auf die Firmung. Wo die Zusammenarbeit von ehren- und hauptamtlichen Kräften gelingt, ist das in aller Regel ein wahrer Segen und ein Motivationsschub für alle Beteiligten.

Die Vielfalt erweist sich angesichts des sehr differenzierten und sich ständig verändernden Lebensumfeldes Jugendlicher heute als Bereicherung. Die für alle Beteiligten ideale Firmvorbereitung gibt es ohnehin nicht. Die Gespräche vor Ort offenbaren aber eine breite Suchbewegung nach guten und gelingenden Wegen, junge Menschen einzuladen, in der Firmung die Zusage der Freundschaft mit Christus für ihre konkrete Lebenssituation zu entdecken und dies mit anderen auch zu feiern.



Christus und der Abt Menas
© bpk | RMN - Grand Palais | Hervé Lewandowski



EINIGE AUSGEWÄHLTE O-TÖNE AUS DEN GESPRÄCHEN

DAS MOTIVIERT MICH

„Es motiviert mich, dass ich aus den Glaubenserfahrungen der Jugendlichen lernen darf, die mir schon oft neue Sichtweisen eröffnet haben.“ – „Ich freue mich über die Vernetzung mit ganz unterschiedlichen, GEIST-reichen Christen; für mich als Katechetin bekommt Kirche und Glaube in der Firmvorbereitung ein Gesicht!“

DAS GELINGT GUT

„Die gemeinsame Vorbereitung auf Pfarreiengemeinschaftsebene ist ein echter Gewinn!“ – „Ich erlebe ganz viel Kreativität und freue mich immer auf die Zusammenarbeit und den Erfahrungsaustausch im Firmteam.“

DAS BEHINDERT

„... dass junge Christen immer noch durch Eltern, mehr noch Großeltern, zur Firmung gedrängt werden und dann total unmotiviert oder störend an der Vorbereitung teilnehmen!“ – „Wenn wir kaum auf Grundkenntnisse des Glaubens aufbauen können!“

DAS KOSTET MICH VIEL ENERGIE

„Die Rahmenbedingungen haben sich in den vergangenen Jahren deutlich verändert und erschweren eine ordentliche Firmvorbereitung!“ – „Es wird immer schwieriger bei der Terminplanung alle unter einen Hut zu bringen!“

ÜBRIGENS: Die Ergebnisse der Regionalgespräche werden von einer Arbeitsgruppe gesichtet. Die geäußerten Fragen und Anliegen sind wertvolle Hinweise und Impulse für die Gestaltung einer bestärkenden Firmpastoral.

KONTAKT: KLAUS BECKER

REFERAT GEMEINDEKATECHESE UND KATECHUMENAT
KLAUS.BECKER@BISTUM-WUERZBURG.DE

IMPULSE FÜR DAS GESPRÄCH UM EINE BESTÄRKENDE FIRMPASTORAL

- Gottes Geist ist längst in den jungen Menschen lebendig und wirksam.
- Firmung ist wie jedes Sakrament ein unverdientes und unverdienbares Geschenk.
- Glaubenswege verlaufen ungleichzeitig.
- Die Gestaltung der Firmvorbereitung geschieht nach Möglichkeit in Teilhabe und Mitwirkung der Beteiligten.
- Firmpastoral ist wesentlich Beziehungsgeschehen.
- Begegnungen mit der Lebensfülle der Frohen Botschaft sind grundlegend.
- Die Feier der Firmung entfaltet in Zeichen und Worten den bestärkenden Zuspruch für das Leben und den Glauben der Firmlinge und der anwesenden Gemeinde.



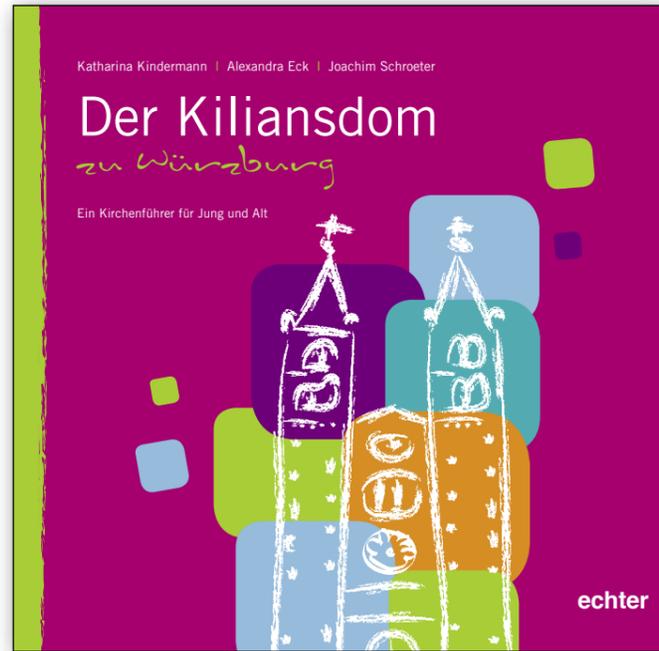
Ich will bei dir zu Gast sein
Lukas 19,5
2015

diözese würzburg
Kirche für die Menschen

NEUERSCHEINUNG

DAS BUCH LÄDT EIN, DIE BISCHOFSKIRCHE GENAUER KENNENZULERNEN.

Die einzelnen Stationen im Domführer sind als Rundgang angeordnet. Über das Hauptportal führt der Weg hinein in den Dom, nach vorne zum Altarraum, hinunter in die Krypta, in Nebenräume, bis man schließlich wieder draußen im Alltag ankommt. Dabei werden geschichtliche und religiöse Hintergründe anschaulich erläutert. Das Buch regt an zum Verweilen und Betrachten und manchmal gibt es Rätsel zu lösen.



96 Seiten, durchgehend farbig bebildert.
20,5 x 19 cm. Broschur.
9,90 EURO ISBN 978-3-429-03

Der neue Domführer für Jung und Alt erscheint voraussichtlich Mitte Mai und ist dann im Buchhandel und in der Dominfo direkt am Domvorplatz (Domstraße 40, 97070 Würzburg) erhältlich. Hier können interessierte Besucher auch Domführungen für Kinder-, Jugend- oder Erwachsenengruppen buchen.

Öffentliche Domführungen finden vom 7. April bis einschließlich 1. November 2015 täglich um 12.30 Uhr statt.

Tickets in der Dominfo, Treffpunkt zur Führung am siebenarmigen Leuchter im Dom.

ÖFFNUNGSZEITEN:

MO-SA VON 9.30-17.30 UHR
TELEFON (0931) 386 62 900
INFORMATION.DOM@BISTUM-WUERZBURG.DE



SIGNALWEGE

22. MAI BIS 2. OKTOBER 2015

EINE BEGEGNUNG VON KUNST UND WISSENSCHAFT IM RUDOLF-VIRCHOW-ZENTRUM WÜRZBURG

Ausstellungsprojekt der Diözese Würzburg im Rahmen des Kunst- und Kulturprojektes „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ der Deutschen Bischofskonferenz

Eine Begegnung von Kunst, Religion und Wissenschaft zeigt anhand von vier Gegenwartskünstlern, wie das Zusammentreffen der Disziplinen Gestalt annehmen kann.

Pinar Yoldas (geb. 1979 in Denizli, lebt und arbeitet in Durham/USA und Berlin) entwickelt für das Foyer des Rudolf-Virchow-Zentrums eine interaktive Installation, die in ihrer gläsernen Materialität und spezifischen Formenvielfalt den Besucher in Bann zieht.

Ulla von Brandenburg (geb. 1974 in Karlsruhe, lebt und arbeitet in Paris) entwickelt für den historischen Hörsaal, in dem Studenten der Chirurgie einst anatomische Lehrstunden erhielten, eine ortsspezifische Installation.

Janet Grau (geb. 1964 in Cleveland/USA, lebt und arbeitet in Heidelberg) wird für die Ausstellung mit Wissenschaftlern und Jugendlichen aus Würzburg zusammenarbeiten. Ihr konzeptueller Ansatz wird in Performances, Fotografie, Filmen und Installationen zur Anschauung gebracht.

Kerim Seiler (geb. 1974 in Bern, lebt und arbeitet in Berlin und Zürich) wird mehrere zentrale Orte im Würzburger Stadtraum skulptural verfremden.



VERANSTALTUNGSORT:

RUDOLF-VIRCHOW-ZENTRUM
FÜR EXPERIMENTELLE BIOMEDIZIN
UNIVERSITÄT WÜRZBURG
JOSEF-SCHNEIDER-STR. 2, HAUS D15
97080 WÜRZBURG

ÖFFNUNGSZEITEN:

MO-FR VON 11.00-17.00 UHR
SA NUR FÜHRUNGEN NACH VEREINBARUNG
SO VON 15.00-17.00 UHR



Kiliani 2015

ICH WILL BEI DIR ZU GAST SEIN!
(NACH LK 19,5)

PROGRAMM:

Sonntag, 05. Juli 2015

09.30 Uhr Statio in St. Burkard
mit Reliquienprozession zum Dom
anschließend Pontifikalamt
anschließend Empfang Kiliansplatz
17.00 Uhr Pontifikalvesper

Sonntag, 12. Juli 2015

10.00 Uhr Pontifikalamt im Dom
Internationaler Familiensonntag
anschließend Familientag im Kilianeum

Das gesamte Wochenprogramm finden Sie unter:
www.kiliani.bistum-wuerzburg.de

HEILIGE KILIAN, KOLONAT UND TOTNAN,
EUCH VERDANKEN WIR DEN GLAUBEN.
EUCH VERDANKEN WIR DAS FUNDAMENT
DER KIRCHE VON WÜRZBURG.
EUCH VERDANKEN WIR DIE ANFÄNGE
DES CHRISTENTUMS HIER BEI UNS.
EUCH UND ALL DEN VIELEN, DIE EUREM BEISPIEL GEFOLGT SIND,
VERDANKEN WIR DIE GESCHICHTE DER DIÖZESE WÜRZBURG.



BURKARDUSHAUS WÜRZBURG

WIEDERERÖFFNUNG DES BURKARDUSHAUSES IN WÜRZBURG MIT BESONDEREN VERANSTALTUNGEN DER DOMSCHULE UND EINEM „TAG DER OFFENEN TÜR“

Am 30. September 2015 wird das Burkardushaus als Tagungszentrum der Diözese Würzburg direkt am Würzburger Dom wiedereröffnet. Die Domschule Würzburg mit ihren Arbeitsbereichen „Akademie“ und „Theologie im Fernkurs“ hat darin ihren Sitz. In den Monaten Oktober und November 2015 gibt es daher ein besonderes Veranstaltungsangebot anlässlich der Wiedereröffnung.



Eine Veranstaltungsreihe der Domschule in dieser Zeit trägt den Titel „EigenOrte“. Äußerer Ausgangspunkt dieser Veranstaltungen ist die Rückkehr der Domschule in das Burkardushaus, an ihren „eigenen“ Ort am Dom, an dem die Würzburger Domschule Menschen bildet. Dort bietet sie den Raum dafür, dass Menschen mit ihren eigenen Verortungen in den Blick kommen. Der Titel „EigenOrte“ erinnert und erweitert – mit einem Augenzwinkern – die erfolgreiche Veranstaltungsreihe „AndersOrte“, die während der Zeit der Ausquartierung der Domschule andere Orte aufsuchte.

An einem „Tag der offenen Tür“ am 10. Oktober 2015 können sich alle Interessierten über den „EigenOrt“ Burkardushaus ein genaues Bild machen. An diesem Tag laden von 10 bis 17 Uhr zahlreiche Angebote – Live-Musik, Führungen durch das Haus, Angebote für Familien und Kinder, Filme und Präsentationen, ein Schnellzeichner und ein Kabarettist und natürlich Essen und Trinken – dazu ein, das neue Burkardushaus kennen zu lernen.

WEITERE UND STETS AKTUELLE INFORMATIONEN:
WWW.DOMSCHULE-WUERZBURG.DE



Würzburger katholisches Sonntagsblatt

Kirchenzeitung der Diözese Würzburg

Wer **mitreden** will, muss **informiert** sein.

Wer das Sonntagsblatt liest, ist informiert über:

- das Bistum Würzburg
- die Kirche in Deutschland
- die Weltkirche
- und vieles andere mehr



Würzburger katholisches Sonntagsblatt

Kardinal-Döpfner-Platz 5 · 97070 Würzburg · Telefon (0931) 38611-200 · Fax (0931) 38611-299
Postfach 110363 · 97030 Würzburg · info@sobla.de · www.sobla.de

RÜCKMELDUNG ERWÜNSCHT!

Wenn Sie Fragen, Tipps und Anregungen zum Thema haben, bitte schreiben Sie den Verantwortlichen für diese Ausgabe oder rufen Sie an!

Monika Albert, Pastoralreferentin

Diözesanbeauftragte für den Dialogprozess im Bistum Würzburg
Kürschnerhof 2 · 97070 Würzburg · Telefon (0931) 386 65160
monika.albert@bistum-wuerzburg.de

UNS INTERESSIERT AUCH,

ob das Themenheft als solches hilfreich und sinnvoll für Ihre Praxis ist, welche Themen Sie interessieren und was Sie sonst noch sagen wollen. Bitte richten Sie sich damit direkt an den Herausgeber:

Bischöfliches Ordinariat Hauptabteilung Seelsorge

St. Kilianshaus · Kürschnerhof 2 · 97070 Würzburg · Telefon (0931) 386-65101
seelsorgereferat@bistum-wuerzburg.de · www.bistum-wuerzburg.de

THEMEN DER WEITEREN AUSGABEN:

VERBÄNDE · VERGEBEN · ÖKUMENE



katholisch.de
KATHOLISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Orientierung. Täglich.



Auf einen Klick www.katholisch.de